Ein Arzt der Seele.

Roman

von

Wilhelmine von Hillern,

geb. Birch.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

[1869]

Druck von Otto Hantke in Berlin.

Erstes Capitel.

„Nur ein Weib.“

An einem heitern, sonnigen Morgen versammelte sich bei Professor Möllner in N*** eine Gesellschaft, bestehend aus den Hauptvertretern der dortigen medizinischen und philosophischen Facultät. Vor den Gästen stand ein Tisch bereit, gedeckt mit Allem, was das Herz eines Menschen, der Morgens ein paar Stunden Colleg gelesen hat, erfreuen kann. Das Frühstück war jedoch nicht der einzige Zweck des Beisammenseins der gelehrten Herren, sie wollten bei dieser Gelegenheit eine höchst spaßhafte Geschichte besprechen, nämlich das Gesuch einer Dame, die Vorlesungen an der dortigen Universität zu hören, und zu promoviren.

Möllner hatte die Herren behufs dieser kleinen Berathung zu sich eingeladen. Der Physiker Meibert, der Anatom Berk und die Philosophen Her-

bert und Taun dehnten sich schon in bequemen Lehnstühlen und betrachteten mit trockenem Gaumen die unentkorkten Flaschen, die so still und steif dastanden, als wären sie von unsichtbarer Hand hierher gebannt und es bedürfe eines besonderen Zauberspruchs, den Keiner kannte, um ihres Inhaltes habhaft zu werden. Auch Hector, der große Hund Möllner's, richtete in ehrerbietiger Entfernung seine braunen ehrlichen Augen sehnsüchtig nach den Leckerbissen des Tisches und begriff nicht, wie die Herren so lange davor sitzen konnten, ohne zuzugreifen; wäre er ein Mensch gewesen, er hätte es sicher anders gemacht.

Da trat mit ihrer würdigen Ruhe und Freundlichkeit die Staatsräthin ein und begrüßte die aufspringenden Gäste mit leichtem Neigen des Kopfes. — „Soeben erfahre ich erst, daß mein Sohn noch nicht da ist, die Herren zu empfangen," sagte sie, „erlauben Sie mir daher, Sie einstweilen zu bewirthen, Sie werden nach dem Lesen einer Erquickung bedürfen."

„O, zu gütig, bitte recht sehr," erscholl es von den dürstenden Lippen, während die Staatsräthin die Gläser voll goß. Herbert, der Philosoph, nahm für die Andern das Wort, denn er war ein Liebling der Salons und der Damen und vereinte gern den Ernst

des Gelehrten mit der Liebenswürdigkeit des anerkannten Weltmannes: „Wir schätzen uns glücklich," sagte er, „die Hand küssen zu dürfen, deren mildthätiges Walten wir schon in der köstlichen Anordnung dieses Frühstücks bewunderten!"

„Professor Herbert ist immer galant, das kennt man schon," sagte die Staatsräthin trocken.

„Ich bestrebe mich stets," erwiderte er, „den Gefühlen der Hochachtung, welche ich für die Damen hege, den genügenden Ausdruck zu geben, was mir indessen leider nur selten gelingt."

„Guten Tag, Mama, guten Morgen, meine Herren," erklang eine glockenhelle Stimme unter der Thür und herein flog eine Gestalt, so rosig und maienhaft, daß ihr Glanz auf allen Gesichtern wiederstrahlte.

„Angelika," sagte die Staatsräthin, sie umarmend, „kommst Du ohne Deinen Mann? Was willst Du denn? Du warst ja nicht geladen, sondern er! Das ist wohl eine Verwechslung?"

„O Frau Staatsräthin, wir sind ganz mit dem Tausche zufrieden," lachten die Professoren und drängten sich, Herbert voran, um Angelika, den Frühlingshauch, der von ihrem Wesen ausging, mit Behagen einschlürfend.

„Ich weiß wohl, Mama, daß Ihr nur Moritz einludet, aber ich komme doch. Ich möchte so gerne hören, was über meine einstmalige Jugendfreundin in diesem hohen Rathe verhängt wird. Nicht wahr, ich darf bleiben?“

„Wenn es Dein Mann erlaubt und die Herren nichts dawider haben,“ sagte die Staatsräthin.

„Nein, o nein, wir haben nichts dagegen,“ riefen die Herren mit Ausnahme Herbert's, der mit etwas bedenklicher Miene lispelte, er fürchte nur, die Frau Collega könnte manches, für ihr Geschlecht nicht Schmeichelhafte in dieser Berathung zu hören bekommen.

„O, von Ihnen, dem anerkannten Damenfreund, dem galantesten Manne der Stadt, fürchte ich das nicht,“ lachte Angelika, „und die anderen Herren werden es wohl auch nicht zu schlimm machen.“

Herbert zuckte verlegen die Achseln.

„Und übrigens,“ fuhr Angelika munter fort, „bin ich durch meinen gestrengen Eheherrn schon ein wenig abgehärtet, denn er hat gar keinen Respect vor unserem Geschlecht.“

„Das ist einem Arzte seines Faches gerade nicht zu verdenken,“ murmelte Herbert den Collegen zu,

dann aber wandte er sich mit seiner süßesten Miene zu Angelika: „Sollten Sie ihn nicht schon längst eines Besseren belehrt haben?“

„Ach nein,“ klagte Angelika.

„Seine Frau nennt er eine Ausnahme“ — schaltete die Staatsräthin ein, „es ist, als habe sie in ihm keinen Raum zur Theilnahme für die übrige Frauenwelt gelassen. Solch ein Mann, so ausschließlich in seiner Liebe, ist mir noch nie vorgekommen!“

„Eine Frau, wie Sie, verdient das aber auch,“ betheuerte Herbert, Angelika die Hand küssend.

In dem Augenblicke ging die Thür auf und herein trat, die hohe Stirn nur spärlich von silberweißem Haare bedeckt, der alte Heim. — Alle verneigten sich ehrerbietig vor diesem „Nestor der Wissenschaft“, wie man ihn nannte. Er hatte nach dem Tode seines Königs einen Ruf nach N*** angenommen und bekleidete schon seit zehn Jahren den dortigen Lehrstuhl der Pathologie. — Hinter ihm trat sein Pflegesohn Hilsborn ein, dem er die Professur der Augenheilkunde verschafft hatte, ein hübscher, blonder, junger Mann von schlankem Wuchs und sanftem Benehmen, dessen Hände so schmal und fein

waren, als seien sie von der Natur nur dazu bestimmt, mit einem so zarten Gegenstande, wie das Auge, umzugehen. Die Staatsräthin und Angelika begrüßten die Beiden mit der alten Herzlichkeit, und Professor Herbert rief mit Emphase: „Wie frisch und rüstig unser verehrter College aussieht, bei ihm kann man lernen, sich jung zu erhalten!"

„Ja, wahrhaftig," sagte Meibert, „wenn Bock ihn sähe, er nähme sicher sein grausames Wort, daß der Mensch nur bis zum fünfzigsten Jahre im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte sei, zurück!"

„Das wird er ohnehin thun, wenn er selbst einmal über die Fünfzig hinaus ist," erscholl eine tiefe, volle Männerstimme. Die Anwesenden wendeten sich rasch zu dem Eintretenden: „Ah, Möllner, hast Du uns belauscht?"

„Nein, ich hörte nur unter der Thür, daß Ihr Euch Schmeicheleien sagt, als säßet Ihr bei der Theetasse, und nicht bei einem kräftigen Glase Wein. Was hat Euch denn so sentimental gestimmt?"

„Dein langes Ausbleiben wahrscheinlich," meinte Angelika, und nahm dem Bruder Hut und Stock ab. Der schöne, stolze Mann sah freundlich auf sie nieder. „Ja so — ich bitte um Entschuldigung. Es

war mir im Practicum ein Versuch verunglückt, den ich wiederholen mußte. Daher die Verspätung!“

„Da hast Du gewiß wieder einen Hund oder ein Kaninchen gequält?“ fragte Angelika bekümmert, „solch ein armes Thier!“

„Schäme Dich, Angelika,“ sprach Möllner ernst. „Bist die Schwester eines Physiologen, kennst die Zwecke unserer Wissenschaft und klagst noch um ein geopfertes Thier!“

Angelika schwieg, denn sie sah mit Wohlgefallen, wie zärtlich Johannes den Hector streichelte, der seinen Herrn aufmerksam beschnüffelte, als ob er ahnte, daß dieser das Blut eines Gefährten vergossen.

Die Thür wurde ungestüm aufgerissen und herein stürzte in großer Eile Angelika's Gatte, der Professor Moritz Kern, Director der Klinik und praktizirender Arzt. Er war eine nicht große, aber muskulöse Gestalt, mit blitzenden schwarzen Augen, einem scharf gezeichneten Profil und kurz geschorenen, gerade aufstehenden Haaren. „Morgen, Morgen,“ rief er ganz außer Athem und seelenvergnügt, während er Hut und Handschuhe auf den Tisch und sich selbst in einen Stuhl warf. „Verzeihung, daß ich so spät — süßes Weibchen — Hand — Kuß — mich noch lieb?

Ja? Seit heute früh nicht gesehen, — hast Walter mit — nein? War er brav?“

„Ja freilich,“ sagte Angelika, und hing am Halse des ungestümen Gatten wie eine Rose am Dornenzweig, „er fiel nur einmal vom Schaukelpferd herunter und schlug sich eine Beule.“

„So, das ist gut, das härtet ab,“ sagte der Gatte lächelnd. Er versenkte seine lebensprühenden Blicke in die blauen Augen Angelika's und das Feuer dieser Blicke mußte sie noch immer tief in das Herz hineinbrennen, denn es jagte ihr die helle Gluth in die Stirne und sie senkte die Lider wie eine Braut am Verlobungstage.

„Nun, Moritz, liebängle ein ander Mal mit Deiner Frau,“ unterbrach Johannes das stumme Zwiegespräch der Beiden, „es ist schon spät, wir müssen zur Sache kommen — warum bliebst Du auch so lange aus.“

„Ja, lieber Freund, dafür konnte ich nicht, ich habe ein Mädchen in der Klinik, das mir furchtbar zu schaffen macht: Alter Herzklappenfehler, akute Entzündung, Blutpropf in der linken Fußarterie: Brand! Das Bein muß noch heute herunter.“

„Embolie,“ sagte Heim wohlgefällig, „das ist ein schöner Fall.“

„Freilich, freilich," bestätigte Moritz und rieb sich vergnügt die Hände.

„Gott bewahre mich, was seid Ihr für Barbaren, das nennt Ihr einen schönen Fall!" sagte Angelika entsetzt.

„Engel, wenn Du hier dem Rathe rauher Männer beiwohnen willst, mußt Du nicht über einen so harmlosen terminus technicus erschrecken," rief der Gatte, sich an Angelika's lieblicher Entrüstung weidend.

„Ja, ich habe sie auch gescholten," sagte Möllner, „weil sie sich's nicht abgewöhnen kann, um die Hunde und Kaninchen zu jammern, an denen ich operire!"

„Du thatest Unrecht, sie darum zu tadeln, es freut mich, daß sie mitleidig ist. Weine Du nur um die geplagten Hündchen, mein Kind, meinetwegen auch um die armen Frösche, die noch viel mehr erdulden müssen. Was geht es Dich an, wozu das gut ist! Ich will nicht, daß Du nach der Gelehrsamkeit Deines Bruders oder Gatten schmeckst, wie das Wasser, das man aus einem ungespülten Weinglase trinkt, nach Wein. Du bist mir so, wie Du bist — gerade recht und anders will ich Dich nicht." Er schlang seinen Arm wie eine eiserne Klammer um Angelika, und schmiegte seinen borstigen Kopf an sie.

„Um's Himmelswillen — Mama, schaffe mir

Angelika hinaus," rief Johannes lachend, „wenn der Mensch seine Frau bei sich hat, ist nichts Vernünftiges mit ihm zu sprechen."

„Hier bleibt sie!" sagte Moritz bestimmt. „Was ist denn überhaupt so Wichtiges zu berathen, die Hartwich will bei uns hören, — nun, wer wird mit solch einer Närrin viel Umstände machen — gebt ihr keine Antwort, und damit fertig!"

„Gemach, gemach, junger College," rief der alte Heim sehr ernst, während Moritz, Angelika bei der Hand haltend, ein Glas Wein schlürfte. „Lesen Sie erst einmal diese Schrift durch, die das Mädchen heute an mich schickte, und die, ich will's nur ausplaudern, Möller so fesselte, als ich sie ihm nach dem Colleg gab, daß sie sein langes Ausbleiben verschuldete. Das Practicum war längst zu Ende, als wir uns hier versammelten!"

Ein leichtes Roth überflog Johannes Gesicht und er reichte Moritz die Schrift. Dieser las den Titel: „Die Reflexbewegung in ihrem Verhältniß zur sittlichen Freiheit!" „Donnerwetter, das ist ein guter Einfall, wenn sie ihn selbst gehabt hat!" —

„Das hat sie — dafür verbürge ich mich!" rief Heim mit Wärme.

„Das ist philosophisch und physiologisch gleich interessant," sagte der Philosoph Taun zu Herbert, welcher frostig die Achseln zuckte.

„Laßt sehen, ob der Inhalt dem Titel entspricht," brummte Moritz und blätterte in dem Manuscript.

„Lesen Sie den Herren Einiges daraus vor," sagte Heim, und Moritz schlug die nächste beste Stelle auf und las: „Meiner Ansicht nach besteht der Mangel an äußerer Selbstbeherrschung in einer zu schwachen Thätigkeit der Hemmungsnerven gegenüber der Thätigkeit der Bewegungsnerven, denn das Bestreben, sich selbst zu beherrschen, ist gewissermaßen ein Wettkampf der Hemmungs- und der Bewegungsfasern um die Herrschaft. Ist der Reiz, der auf die letzteren geübt wird, stärker als der Willensimpuls, der die ersteren in Bewegung setzt, dann vollzieht sich die Reflexbewegung trotz des sogenannten „besten Willens" — sei diese nun ein Zusammenschrecken, ein Gähnen, ein Lachen oder Weinen zur unpassenden Gelegenheit, ein Schrei, ein Zucken des Zornes oder gar ein Schlag gegen den Gegenstand, von dem der Reiz zum Zorn ausging."

Moritz unterbrach sich lächelnd: „Sie hat den Kuß vergessen, der auch unter Umständen nur eine

Reflexbewegung ist: nämlich, wenn man nicht küssen will, nicht küssen sollte und doch nicht anders kann," damit zog er Angelika's Kopf zu sich nieder und küßte sie so ungestüm, daß sie ihr Gesichtchen wie in Purpur getaucht wieder erhob und in lieblicher Beschämung zu ihrer Mutter eilte, welche mit einer Arbeit still am Fenster saß. Die Herren lachten und Moritz sah ihr nach mit einem Blick voll Muthwillen und flammender Zärtlichkeit.

„Es ist übrigens sonderbar, daß die Hartwich, während sie die Reflexe des Schreckens: das Zusammenfahren, des Schmerzes: das Weinen, der Langeweile: das Gähnen, des Zornes: das Schlagen u. s. w. nennt — nicht auf den Gedanken kommt, daß es auch Reflexbewegungen der Zärtlichkeit giebt!" bemerkte der junge Hilsborn.

„Nun," meinte Moritz lachend, „sie wird wohl keine Gelegenheit gehabt haben, Beobachtungen darüber anzustellen; sie wird, wie alle Blaustrümpfe, so häßlich sein, daß ihr noch Niemand Zärtlichkeiten erwies."

„Häßlich ist sie nicht," fuhr Johannes heftig auf. „Das ist recht voreilig gesprochen, die Hartwich könnte Anbeter genug haben, wenn sie wollte."

Moritz drehte sich rasch nach Johannes um, dem

er halb den Rücken gekehrt hatte und starrte ihn an, als ginge ihm ein besonderes Licht auf. „Was Teufel, Johannes, Du kennst sie? Ah so — nun ist mir das Interesse klar, das Du an ihr nimmst. Na, da kannst Du ihr ja zu den versäumten Studien verhelfen.“

„Das wird gewiß ein höchst interessantes Colleg, bei dem ich auch zuhören möchte!“ schaltete Herbert ein.

„Spottet nur,“ sagte Johannes ruhig — „mich mögt ihr verhöhnen, so viel Ihr wollt, die Hartwich, aber, laßt aus dem Bereich Eurer Scherze, hörst Du Moritz? Und Sie auch, College Herbert — Sie können sich's auch merken! Die Person des Mädchens gehört nicht hierher, sie geht uns nichts an — wir haben es hier nur mit ihren Fähigkeiten zu thun, und zu erörtern, ob wir auf ihr Gesuch eingehen oder nicht. Lies weiter, Moritz!“

Dieser fuhr fort: „Selbst die Justiz hat, ohne es zu wissen, diese physiologische Thatsache berücksichtigt, denn sie bestraft eine Tödtung im Affect minder schwer als einen vorbedachten Mord. Was aber ist diese sogenannte Tödtung im Affect anderes als eine Reflexbewegung im weiteren Sinne? Somit wäre denn durch diese Theorie mancher arme Sünder nicht nur vom Henkerstode, sondern auch aus dem Fege-

feuer erlöst, in welchem ihn beschränkte Moralisten brennen lassen, und wir haben nun nur zu erörtern, in welchem Verhältniß die sittliche Freiheit zu diesen Thatsachen steht. Alles was wir thun können, um die Selbstbeherrschung, welche den Keim aller andern größeren Tugenden birgt, zu erlangen, ist, daß wir so viel als möglich von Kleinem auf unsere Hemmungsnerven in der Verrichtung ihrer Functionen üben. Es ist eine unbezweifelte Thatsache, daß die Seele von Beginn des Lebens an erst lernen muß, sich der Organe des Körpers als ihrer Werkzeuge zu bedienen. Ein Werkzeug, das wir selten führen, verstehen wir nicht so vollkommen zu gebrauchen, wie eines, das wir zu handhaben gewöhnt sind. Ebenso ist es mit der Seele und den Nerven. Jede Nerventhätigkeit, welche unmittelbar durch die Seele veranlaßt wird, verstärkt sich durch Gewohnheit. Bei dem Blinden zum Beispiel verfeinert sich der Tastsinn, weil er auf diesen als das einzige Organ angewiesen ist, welches ihm das Auge ersetzt. Durch fortwährende Uebung der Empfindungsnerven seiner Fingerspitzen erlangt er die höchste Fertigkeit im Unterscheiden seiner Tastempfindungen. — „Uebung macht den Meister," hört man in Künsten und Handwerken sagen, deren Technik

schwer zu erlernen ist. Was ist diese Uebung aber anders als die Gewöhnung der Seele, diesen oder jenen Nerv in Thätigkeit zu setzen, welcher die erforderliche Muskelbewegung hervorbringen soll: also Uebung bestimmter Nervenfasern? Sollten nun die Hemmungsnerven hievon allein eine Ausnahme bilden? Gewiß nicht. Auch sie kann die Seele ihrem Willen vollkommen dienstbar machen, wenn sie keine Gelegenheit versäumt, sie zu üben und warum sollte sie hierauf nicht denselben Eifer verwenden, wie auf die Erreichung jeder andern zur Ausübung einer Kunst nöthigen Fertigkeit? Ich hatte z. B. die Schwäche, wenn ich einen Schuß hörte, aufzuschreien. Ich gab den Befehl, täglich, ohne mich vorher davon zu benachrichtigen, eine Pistole in meiner Nähe abzufeuern. Es geschah und in kurzer Zeit vermochte ich den Schrei zu unterdrücken. Man könnte sagen, ich hätte mich allmälig gegen das Geräusch abgestumpft und sei nicht mehr erschrocken. Doch dies war nicht der Fall. Ich erschrak nach wie vor, aber ich hatte die betreffenden Hemmungsnerven daran gewöhnt, den Reflex auf den Kehlkopf zu rechter Zeit abzuschneiden. — Ich weiß wohl, daß eine subjective Wahrnehmung, wie diese, kein objectiver Beweis ist, aber ich denke, eine so ein-

fache Folgerung bedarf auch keines solchen. Hier sind wir nun wieder an der Grenzlinie, wo wir von dem physiologischen Gebiet auf das psychologische kommen, wo die sittliche Freiheit gleichsam aus dem materiellen Gesetz hervorgeht, wie der Duft dem Blüthenkelche entströmt. Wissen wir einmal, daß unsere Nerven nichts sind als eine Claviatur, deren Tasten wir nur richtig anzuschlagen brauchen, um einen harmonischen Accord unseres Wesens zu erzielen, — und wir lernen nicht, es zu thun, so sind wir beklagenswerth oder verächtlich, je nachdem die Schule war, in der wir es hätten erlernen können!“

„Und so weiter,“ sagte Moritz umblätternd, „das Uebrige kann man sich denken. Hier kommt nun noch eine specielle Abhandlung über die motorischen Nerven — die scheint nicht übel zu sein, auch eine sehr ausgedehnte Betrachtung über Nervenreizung — na — ich denke aber, wir haben unsere Schuldigkeit gethan und genug von dem Zeuge gelesen. Was ist also nun zu beschließen? Wollen wir die Posse aufführen und einen Studenten im Unterrock auf der Hörbank und am Secirtische dulden?“

„Warum nicht?“ sagte der Philosoph Taun

mit Humor: „Wir promoviren ja so viele dumme Jungen — warum nicht auch einmal eine Frau?!“

„Lieber College,“ begann der alte Heim, „ich glaube, wir haben nicht viele begabtere Schüler gehabt als diese Hartwich. Und ist eine talentvolle Frau nicht immer besser, als ein talentloser Mann?“

„Das dürfte sich fragen,“ bemerkte Herbert und richtete seine grünen Augen stechend auf Heim's ehrliches Gesicht: „Ich glaube, daß die talentirteste Frau doch nicht zu Stande bringt, was der unbegabteste Mann durch Fleiß und Ausdauer erreicht. Was kann sie uns und der Wissenschaft sein? Höchstens eine Arbeitskraft — denn Productionskraft besitzt keine Frau! Aber auch die weibliche Arbeitskraft ist so schwach, daß es sich nicht lohnt, um sie zu gewinnen, eine Lächerlichkeit zu begehen.“

„Eine Lächerlichkeit?“ fragte Heim.

„Ja — so würde ich es nennen, wenn wir eine Dame unter unsere Zuhörer aufnähmen, — wenn wir die Wissenschaft zu einer Puppe für eitle Närrinnen herabwürdigten, damit wir zuletzt in jedem Damenkaffee einen Areopag errichtet fänden, vor dem wir unser gehorsamstes Compliment machen dürften. — Das fehlte nur. Wir haben unter uns selbst schon

der Concurrenz genug — wir brauchen sie nicht noch durch Beiziehung des andern Geschlechtes zu erhöhen."

„Das klingt sonderbar," sagte der alte Heim, „sieht es doch beinahe aus, als fürchteten Sie eine Concurrenz, die Sie doch so tief verachten, lieber College. Warum überhaupt von Concurrenz sprechen in der Wissenschaft? Ueberlassen Sie dies engherzige Wort der Industrie, die auf einem wirklichen begrenzten Boden steht. In ein so abstractes und unendliches Gebiet, wie die Wissenschaft, sollte der persönliche Neid und Hochmuth nicht hinüber spielen. Machen wir uns Concurrenz, wenn wir im Schweiße unseres Angesichtes für eine Sache arbeiten, die der ganzen Welt zu Gute kommt? Wahrlich, wer einen anderen Lohn fordert als den, welchen die Erkenntniß in sich selbst birgt — der ist kein Priester der Wissenschaft! Der ächte Gelehrte ist nur für die Wissenschaft da, nicht sie für ihn; er freut sich jeden Fortschrittes, sei er bewirkt, durch wen er wolle, denn die Ehre der Sache, der er dient, ist auch seine Ehre und wir dürfen mit Recht sagen, wir arbeiten „Einer für Alle und Alle für Einen." — Wenn sich daher ein paar Hände bieten, die unsere Mühe theilen wollen — so sollen wir sie nicht zurückweisen, weil es ein paar zarte weiche

Frauenhände sind, sondern wir sollen sie freundlich aufnehmen und ihnen ein bescheidenes Plätzchen anweisen, wo sie so viel fördern helfen, als in ihren Kräften steht!“

„Ach was“ — rief Moritz, „solche Hände sollen etwas für uns thun, was wir nicht selbst können, z. B. Strümpfe stricken, das nützt uns mehr, als wenn sie uns bei etwas helfen wollen, was wir ohnehin zu Stande bringen.“

„Lieber junger Freund,“ sagte Heim lächelnd, „der Bau der Wissenschaft ist groß, sehr groß — und ich denke, weder wir, noch unsere Nachkommen werden ihn vollenden, wie Viele ihrer auch seien!“

„Ich glaube, meine Herren,“ sagte der Philosoph Taun in seiner milden vergeistigten Redeweise „es giebt hier nur zwei Gesichtspunkte, über die wir uns zu einigen haben. Entweder wir machen unsere Entscheidung von dem Leistungsvermögen der Dame abhängig, dann haben wir vor allen Dingen die vorliegende Schrift gewissenhaft zu prüfen; oder wir stellen das Prinzip auf, ein für allemal keine Frau an unserer Universität zu promoviren — dann kommt die Fähigkeit oder Unfähigkeit derselben gar nicht in Betracht. Lassen Sie uns daher vorerst über diese beiden Punkte abstimmen.“

„Das ist wahr, Taun hat Recht," rief Heim, „ich stimme für Aufnahme genialer Frauen, wie diese."

„Ich nicht — weil ich überhaupt bestreite, daß es „geniale Frauen" giebt!" erwiderte Herbert.

„Ich meinestheils bin nicht grundsätzlich dagegen," sagte Taun, „eine Dame bei uns hören zu lassen — und wäre ich es sogar gewesen, so würde mich die Originalität der Hartwich'schen Schrift umgestimmt haben. Ich weiß nicht, welchen Werth der physiologische Theil derselben hat, darüber muß unser verehrter College Möllner entscheiden, aber den naturphilosophischen Gedanken, der ihr zu Grunde liegt, finde ich anregend — und das ist mehr, als man von einem Laien fordern kann."

„Ich bin principiell gegen jede Frauen-Emancipation," rief Moritz, „weil ich unsere sociale Ordnung, so wie sie ist, als die allein vernünftige erkenne und sie nicht verrücken lassen will."

„Ich stimme für die Hartwich," sagte der junge Hilsborn, „unsere sociale Ordnung wird durch einen solchen Ausnahmsfall nicht verrückt, die Hartwich wird nicht gleich Schaaren von Nachahmerinnen finden, aus dem einfachen Grunde, weil sie ein außergewöhnliches Talent ist. Ich sage, wir haben kein Recht, einem

solchen Talente die Mittel zu seiner Entwicklung zu verweigern, weil es zufällig in dem Kopfe einer Frau statt eines Mannes steckt! Ein großer Geist fordert große Nahrung und es ist eine Grausamkeit, wenn wir ihm dieselbe aus moralischem Brodneid vorenthalten und ihm zumuthen, in den kleinlichen Alltagsbeschäftigungen der Frauen unterzugehen."

„Hilsborn hat nicht Unrecht," meinte Meibert, „aber kann denn ein solcher Geist seinen Wissensdurst nicht auch in anderer Weise stillen, als auf der Universität? Die Dame hat es ja schon in der vorliegenden Abhandlung bewiesen, daß sie auch außerhalb des Hörsaales etwas gelernt hat. Wozu braucht sie denn gerade die Doctorwürde? Das ist doch nur eine Eitelkeit und es wäre eine Blamage für uns, wollten wir uns dazu hergeben, solche Thorheiten zu unterstützen."

„Der Ansicht bin ich auch," fügte Berk hinzu.

Doch Hilsborn beruhigte sich noch nicht: „Daß eine Frau, die das Leistungsvermögen eines Mannes in sich fühlt, auch männliche Würden beansprucht, finde ich sehr natürlich und daß sie die Wissenschaft nicht zur Unterhaltung, sondern als ihren ausschließlichen Lebensberuf betreiben will, ist ein Beweis, wie tief sie von dem Ernst und der Größe derselben durch-

drungen ist; wahrlich das ist etwas anderes als Frauen-eitelkeit, die sich geistig und körperlich nur schmückt, um zu gefallen."

„Du bist ein tapferer Ritter, Hilsborn," sagte Möllner und reichte dem jungen Manne die Hand.

„So wären wir denn nur Drei gegen Vier und es fehlt noch Möllner," sprach der alte Heim. „Stimmt er für die Hartwich, so würde keine Majorität erzielt, deshalb denke ich, wir lassen ihn in jedem Fall den Ausschlag geben, da er als Physiolog allein über die Bedeutung der vorgelegten Abhandlung zu entscheiden hat."

„Ich dächte," rief Moritz, „eine solche Dilettanten-Arbeit können wir Alle beurtheilen, es ist eben die moderne Spielerei mit den sogenannten Hemmungsfasern. Dahinter steckt ja nicht viel!"

Sämmtliche Anwesende blickten gespannt auf Johannes, der ernst und ruhig im Sessel lehnte. „Eine Dilettanten-Arbeit ist es nicht. Ich gebe zu, daß es vorgegriffen und einseitig sein mag, alle Selbstbeherrschung auf die Hemmung von Reflexen zurückführen zu wollen, jedenfalls zeugt aber die Auffassung der Hartwich von einem, weit über das gewöhnliche Laienwissen gehenden Verständniß der heutigen Nerven-

physiologie und ich kann nicht leugnen, daß eine so selbständige Verwerthung des Gelernten der Beweis entschiedener Productivität ist." Dabei sah er Herbert an.

„Wirklich?" fragte dieser spitz.

„Ja!" bestätigte Möllner mit Wärme, „dennoch aber — gebe ich meine Stimme zu ihrer Aufnahme nicht — und somit ist die Sache erledigt, denn wir sind nun Fünf gegen Drei!" Die Anwesenden sahen sich theils erstaunt, theils unwillig an.

„Was ist denn das?" rief Heim, „Du warst ja heute ganz entzückt von dem Genie dieses Mädchens."

„Auf Dich haben wir uns verlassen," klagte Hilsborn.

„Das ist die erste Ungerechtigkeit, deren sich unser verehrter Freund Möllner schuldig macht!" sagte Taun kopfschüttelnd.

Johannes blickte die entrüsteten Collegen mit stiller Freude an und sah es deshalb wohl nicht, daß ihm Herbert die Hand hinstreckte, um sich für seinen Beistand zu bedanken.

„Gott Lob!" flüsterte dieser, „daß Sie der Närrin den Garaus gemacht haben," und sog wohlgefällig den Inhalt eines Glases aus.

„Johannes, Johannes!“ sagte Hilsborn wieder, „warum hast Du dem Mädchen und uns das gethan?“

„Warum?“ fragte Johannes und aus seinen Augen strahlte ein Licht, welches sein ganzes Antlitz verklärte; „weil sie mir mehr am Herzen liegt, als Euch Allen!“

„Auf diese Weise aber bestätigst Du das wahrlich nicht,“ meinte Hilsborn.

„Glaubst Du, kurzsichtiger Mann?“ sprach Möllner ernst.

„Was kann es Dir schaden, wenn die Hartwich glücklich wird?“ grollte Hilsborn weiter.

Möllner sah ihn lächelnd an. „Wenn wir einem Kinde ein Messer wegnehmen, womit es spielt, so geschieht es nicht, weil wir fürchten, daß es uns, sondern daß es sich selbst damit verletzen könnte. Das Kind wird uns freilich für seinen Feind halten, — aber deshalb meinen wir es doch gut.“

„Nun, die Hartwich soll doch wohl nicht das Kind sein, das Du so bevormunden willst?“

„Ja, Hilsborn! Das Weib steht unter der Vormundschaft des Mannes, wie groß es immer sei! Wir sind sein leitendes Schicksal, wir haben es zu erziehen, zu schützen und sind für seine Entwicklung

verantwortlich. Wer von Euch, meine lieben Freunde Heim, Taun und Hilsborn, wird mir, wenn ich ihn auf sein Gewissen frage, nicht zugeben, daß die Hartwich auf einem Irrwege ist, daß sie über diejenigen Grenzen ihres Geschlechts hinaustreten will, welche eben die natürliche Scheidewand zwischen den Geschlechtern bilden? Ich habe nichts gegen eine geistige Thätigkeit der Frau, welche ihre Kräfte innerhalb ihrer Sphäre beschäftigt und ich stecke die Grenzen dieser Sphäre viel weiter, als zum Beispiel unser College Herbert und mein Schwager Moritz. Aber ich habe eine so hohe Verehrung für ächte Weiblichkeit, daß ich kein Vorhaben unterstützen werde, welches nur auf Kosten derselben ausgeführt werden kann."

„Ich glaube," sagte Moritz, „daß die Hartwich schon mit der Weiblichkeit, von welcher Du sprichst, gebrochen hat, sonst würde sie gar nicht auf solche Gedanken gekommen sein. Da ist wohl nicht mehr viel zu verderben."

„Du urtheilst wieder voreilig, Moritz, wie immer," sagte Johannes. „Wenn Du wüßtest, unter welchen Einflüssen dieses Mädchen aufgewachsen ist, Du würdest begreifen, daß es nicht ein Mangel an Zartgefühl, sondern ein hoher Muth ist, welcher sie vor den Schreck-

nissen eines physiologischen Studiums nicht erheben, eine priesterliche leidenschaftliche Begeisterung, welche sie über das Einzelne hinweg nur auf das Ganze blicken läßt. Ein zu grelles Licht, das uns in die Augen strömt, macht uns blind für das Nächstliegende; so war es wohl dem geistreichen Mädchen, als ihr ein Licht von Erkenntnissen aufging, das alles Wirkliche für sie in eine Glorie hüllte." Moritzens sonst so munteres Schelmengesicht wurde plötzlich ernst und er blickte mit einem Ausdruck von unverhehlter Besorgniß auf Möllner. „Johannes, Du sprichst, als hättest Du ein persönliches Interesse für dies verschrobene Geschöpf."

„Warum soll ich es leugnen? Ja, das habe ich auch!"

Um's Himmelswillen!" rief Moritz, „Du wirst doch unserem Freund Hilsborn nicht in's Gehege kommen? Denn der hat, wie mir scheint, Absichten auf sie."

„O, da irrst Du Dich Moritz," erwiederte Hilsborn; „ihre gefährliche Emancipationsbestrebungen flößen mir wohl Theilnahme ein, aber keineswegs den Wunsch, sie zu besitzen, — wenn ich sie auch gerne zur Schülerin haben möchte, so folgt doch daraus noch nicht, daß ich sie heirathen will."

„Siehst Du Hilsborn," sagte Johannes heiter, „das ist der Unterschied zwischen uns Beiden, ich möchte sie nicht zur Schülerin, wohl aber zur Frau!"

Ein Ausruf des Schreckens entschlüpfte den Lippen Aller. „Woher kennst Du sie? Woher kennt er sie?" riefen die Herren durcheinander, mit Ausnahme Heim's und Hilsborns.

„Wie Ihr erschreckt, schon bei dem Gedanken, das Mädchen könnte mir gefährlich sein!" sagte Johannes gutmüthig lächelnd. „Ist sie denn ein böser Geist, eine Hexe? Nein — sie ist ja nur ein Weib! Wie kann man denn ein Weib fürchten? Was sie Euch schrecklich macht, das macht sie mir eben interessant und wenn es mich treibt, sie von einem Irrwege abzubringen, was laufe ich dabei für Gefahr? Ja — wenn sie sogar meine Gattin würde —"

„Gott bewahre Dich vor einer solchen Frau," schaltete die Staatsräthin ein.

„Noch sind wir nicht so weit, Mutter, noch ist es nur eine rein menschliche Theilnahme, käme es aber auch weiter, was wäre es? Der Mann, der sich von einer Frau unglücklich machen läßt, ist lediglich selbst Schuld, denn die Frau ist niemals etwas Anderes, als was wir aus ihr machen."

„O übermüthiger Mann —“ klagte die Staatsräthin — „es giebt weibliche Charaktere, die Dich furchtbar Lügen strafen könnten! Und diese Hartwich war mir schon als Kind unheimlich, wie wird sie jetzt erst sein?“

„Ein Weib, wie aus einer anderen Welt, Mutter, eine Erscheinung, die der nie vergißt, der sie einmal sah!“

„Mein Gott,“ sagte die Staatsräthin tief bekümmert, „wo und wann bist Du ihr denn begegnet? War sie doch seit fast zwölf Jahren ganz verschollen und wären nicht ihre atheistischen Bücher vorigen Winter erschienen, kein Mensch hätte mehr an sie gedacht.“

„Also Sie kannten sie früher?“ fragten mehrere Herren neugierig.

„Ja, wir waren einige Zeit Spielgefährtinnen,“ erzählte Angelika, „aber zuletzt mochte ich sie nicht mehr leiden, weil sie so altklug war und meine Puppen herabsetzte.“

Die Herren lachten.

„Sie war das bedeutsamste Kind, das mir in meinem Leben vorkam!“ sagte der alte Heim.

„Ja, das war sie,“ bestätigte Möllner, „aber sie

hatte etwas Abschreckendes, weil sie durch grausame Behandlung verbittert wurde und ihren Jahren geistig ebenso unnatürlich vorausgeeilt, als körperlich hinter denselben zurückgeblieben war. Ein solches Mißverhältniß ist immer etwas Häßliches, und deshalb scheuten die Menschen sie — wie sie die Menschen! Bald gedachten wir ihrer nicht mehr, denn sie war als zehnjähriges Mädchen von ihrer und unserer Heimath fort gezogen und weder sie noch ihr Vormund, der mit ihr gegangen, ließen mehr etwas von sich hören. — Vor einem Jahr oder länger erschienen ein paar Brochüren von ihr, die namentlich unter den Damen wegen ihres rationalistischen Inhaltes einen Sturm von Unwillen erregten. Ich fand es nicht der Mühe werth, sie zu lesen, da mir die kleine bleiche Hartwich gleichgültig geworden. Niemand wußte etwas von ihr und wir kümmerten uns auch nicht um sie, denn meine Mutter und Schwester waren auf's Tiefste von dem Atheismus des jungen Mädchens verletzt und gaben sie gänzlich auf. Vor einiger Zeit wollte ich Freund Hilsborn besuchen, traf ihn aber, als er eben in den Wagen stieg, um nach dem Dorfe Hochstetten, zwei Meilen von hier, zu fahren. Er war zu dem dortigen Schullehrer gerufen. Hilsborn forderte mich

auf, ihn zu begleiten und, da es ein schöner Tag war, willigte ich ein. Als wir bei dem Schlößchen ankamen, welches den Anfang des Dorfes bildet, stiegen wir aus. Hilsborn suchte die Wohnung des Lehrers auf, ich blieb, ihn erwartend, zurück und schritt gemächlich an dem großen, aber vernachlässigten Garten vorbei, der das Schloß umgiebt. Ein frischer Wind sauste über die wallenden Kornfelder hin und die Abendsonne durchglühte die ganze Gegend und die stürmisch bewegte Luft. Da hob sich plötzlich, wie ein mittelalterliches Heiligenbild auf Goldgrund, vor mir eine dunkle Gestalt von dem strahlenden Horizont ab, ein schwarz gekleidetes Weib, so schön und düster, als sei sie eine Botin der Nacht, die der Sonne zu sinken gebiete. Sie stand mit unterschlagenen Armen regungslos auf einer Anhöhe des Gartens und starrte festen Blickes in den Feuerball, während der Sturm ihr faltiges Gewand hin und her wehte. Die Abendröthe warf einen Schein von Gluth auf ihr marmorweißes ernstes Gesicht, der Glanz ihrer großen Augen schien nicht aus der Sonne, die sie wiederspiegelten, sondern aus ihrem eigenen Innern zu kommen. Ich bewunderte wie ein Knabe diese schöne schweigende Erscheinung und vergaß ganz,

daß mein Gaffen ihr unangenehm auffallen müßte, wenn sie es gewahrte. Und so kam es auch. Sie ergriff einige neben ihr liegende bunte Gläser, woraus ich mit Staunen ersah, daß sie Nachbilder-Versuche mache und dabei fiel ihr Blick auf mich. Ein düsterer Schatten legte sich über das, nun dem Licht abgewandte Gesicht und gab ihr etwas Kaltes, Strenges. Sie raffte, ohne mich eines zweiten Blickes zu würdigen, ihre optischen Geräthe zusammen und schritt ruhig die Anhöhe hinab; gleichzeitig versank auch die Sonne wie auf ihren Befehl und trübe Dämmerung breitete sich über den schweigenden Garten, hinter dessen Mauer sie langsam verschwand. Ich stand lange und blickte ihr nach, — eine eigenthümliche Wehmuth ergriff mich. Ich konnte mir unter diesen wilden dunkeln Gebüschen, hinter dieser hohen Mauer kein fröhliches Gesicht, konnte mir in der Brust dieses einsamen finsteren Wesens kein glückliches Herz denken. Die Nacht brach herein, während ich noch vergebens nach ihr spähte. Ich eilte nun zu dem Lehrer unter dem Vorwand, Hilsborn abzuholen und erfuhr dort, daß die Unbekannte Ernestine Hartwich sei. Sie habe vor kurzer Zeit das „verzauberte Schloß," wie man es nannte, gemiethet und da man in dem Dorfe nicht

sehr aufgeklärt war, mochte man sich auch einer gewissen geheimnißvollen Scheu vor dem schönen Mädchen nicht erwehren — denn man meinte, es könne nicht gut um einen Menschen stehen, der sich so streng von allem Lebendigen abschließe und gar, das war das Schlimmste, nie in die Kirche gehe! Ein Entschuldigungsgrund wurde freilich in dem schlechten Einfluß eines Stiefonkels und Vormunds gefunden, der sie seit dem frühen Tode beider Eltern erzogen habe und sie gänzlich beherrschen soll. Es ist dies jener berüchtigte Doktor Leuthold Gleißert, von dem Ihr wohl Alle gehört habt."

„Aha der!" murmelten die Herren verächtlich und der alte Heim fügte noch ein herzhaftes: „der Schurke!" bei.

„Nun," — fuhr Johannes fort: „Ich denke, Ihr Alle werdet mir glauben, daß ich nicht der Thor bin, der sich auf den ersten Blick in ein schönes Gesicht verliebt, aber bei dieser Erscheinung trifft das zusammen, was einen Menschen unwiderstehlich fesseln kann: Schönheit, Geist und Tugend."

„Tugend?" wiederholte Herbert: „Wissen Sie das so genau?"

„Ja, wäre die Hartwich nicht tugendhaft, so

würde sie nicht in so strenger Abgeschlossenheit leben. Wer einmal dem Genusse gefröhnt, der sucht ihn immer wieder, — in solcher Einsamkeit, in solcher Hingabe an eine große Idee findet nur eine reine Seele Befriedigung! — Ich gehe sogar noch weiter, ich stütze mich als Physiolog auf das Princip der Erhaltung der Kraft und sage: ein Weib, das sich so außergewöhnliche geistige Aufgaben gestellt und sie gelöst hat, verbraucht hiezu seine ganze Kraft und stirbt für alle Sinnlichkeit ab. Deshalb finden wir bei Frauen, welche übertriebene Geistesanstrengungen machen, so häufig ein verkümmertes Gemüth, weil ihr Vorrath von Kraft meist nicht ausreicht für die doppelte Seelenthätigkeit von Denken und Fühlen. Und deshalb fürchte ich nur, daß in dieser schönen Hülle schon jetzt kein warmes Herz mehr schlägt!"

Die Professoren sahen sich einander bedeutungsvoll an und die Staatsräthin flüsterte bekümmert mit Angelika.

„Nun," sagte Herbert aufstehend: „Ich dächte, wir überließen unsern verehrten Collegen seinen Träumen und wünschten ihm, daß seine Schülerin in der Lehre von den Empfindungsnerven nicht ebenso bewandert sei, wie in der von den Hemmungsfasern!"

Die Herren erhoben sich.

Johannes heftete seinen Blick fest auf Herbert: „Ein Träumer bin ich nicht, College Herbert, wenn ich auch noch an eine Tugend glaube, ohne nach ihrem polizeilichen Leumundszeugnisse zu fragen. Und ich wiederhole Ihnen, ich glaube so fest an diese Tugend, daß ich Jeden als einen Verleumder strafen würde, der sie auch nur mit einem Worte anzutasten wagte!“

„Mein Herr!“ rief Herbert gereizt und sich in die Brust werfend: „das ist eine Beleidigung!“

„Nur für den, der sich getroffen fühlt!“ sagte Johannes ruhig.

Angelika flog auf Johannes zu und schlang die Arme um ihn: „Johannes, Johannes, denke nur, für wen ereiferst Du Dich so? Du kennst sie ja nicht einmal!“

„Ja, ja, da hat sie Recht,“ bestätigten Mehrere.

Johannes hob Ernestinens Schrift empor und sprach mit tiefem Ernst: „Ich kenne sie!“

Herbert nahm seinen Hut, verneigte sich stumm und wollte das Zimmer verlassen, da stürzte der Pedell herein und überreichte Johannes einen Brief: „Herr Professor, Herr Professor, dieser Brief von

Sr. Magnificenz sei eilig und gehe alle die Herren an.“ —

Johannes erbrach das Papier und Herbert blieb noch horchend auf der Schwelle stehen. Johannes blickte, nachdem er gelesen, heiter im Kreise umher: „Meine Herren, wir sind in unerhörter Weise mystificirt worden. Jene Preisschrift über den Raumsinn des Auges, als deren Verfasser wir Alle Hilsborn vermutheten, ist — von der Hartwich!“

Ein Ausruf des Erstaunens beantwortete diese Mittheilung. Die Herren drängten sich um Johannes und sahen in den Brief, selbst Herbert kam wieder herbei, um sich von dem Unerhörten zu überzeugen. Es war so, es stand unwiderruflich fest: die Herren hatten den Preis, welchen die Universität für die beste Schrift über den Raumsinn des Auges festgesetzt, der Arbeit Ernestinen's ertheilt, derselben, die sie heute nicht in ihre Collegien aufzunehmen beschlossen, weil sie ein Weib war. — Das war höchst unangenehm, und die Professoren sahen sich betreten an.

„Was ist nun zu thun?“ fragten Einige.

„Dieser Fall ändert freilich die Sache,“ meinte Berk.

„Möllner,“ rief Meibert, „das ist eine fatale Geschichte — ich denke, wir sollten doch umstimmen.“

„Einer Frau, die wir mit dem Preise krönten, können wir den Doctorhut nicht wohl vorenthalten," meinte Taun.

Heim nickte ihm vergnügt zu und brummte wohlgefällig: „Nun wendet sich das Blatt."

„Meine Herren," sprach Johannes mit Energie, „lassen Sie sich davon nicht beirren! Wenn es auf die Fähigkeiten der Betreffenden ankäme, hätte uns schon die vorhin gelesene Schrift zu einem anderen Entschluß bringen müssen, aber es handelt sich hier um einen socialen Grundsatz, von dem wir nicht um einer Einzigen willen abgehen dürfen. Muß ich Ihnen das noch wiederholen, was Sie selbst so reiflich erwogen?"

„Unser verehrter College bleibt Sieger wie immer" — sagte Taun, mit seiner würdevollen Freundlichkeit Johannes die Hand reichend: „man kann Ihnen nicht Unrecht geben."

„Eine Frau mit dem Preise gekrönt" — murmelte Herbert beim Hinausgehen, „der Aerger bringt mich um's Leben!"

„Schade," sagten die Herren, als er fort war, „daß der heitere Morgen durch Herbert so gestört wurde."

„Laßt es Euch nicht kränken, lieben Freunde,“ lachte Johannes: „Es that mir wohl, ihm einmal die Wahrheit zu sagen — das ist Einer von der Gattung, die sich auch geistig nur im Kampfe um's Dasein erhält. Vernichten, um zu bestehen, das ist ihr Grundsatz und deshalb sind sie geborene Gegner jedes Talentes. Sie müssen es morden, weil sie die Macht nicht in sich fühlen, es zu überflügeln, sie müssen sich wehren im Schweiße ihres Angesichts, um von der Fülle lebendiger Kräfte, die sich um sie her regt, nicht erdrückt zu werden. Wer außerhalb ihrer unheilvollen Wirksamkeit steht, mag solche Subjecte bemitleiden, wer aber von ihrem giftigen Biß erreicht werden kann, der muß sie fürchten als Erbfeinde alles Werdens und Schaffens. Wenn ich auch die Bestrebungen der Hartwich nicht billige, so hat mich doch von Anfang an die Gehässigkeit, mit der er ihr entschiedenes Talent verurtheilte, empört!“

„Das ist sehr wahr!“ sagte der Philosoph Taun. „Traurig, wenn solche verkörperte Negationen das freie, fröhliche Wirken in den Künsten beeinträchtigen, — doppelt traurig aber, wenn sie es in der Wissenschaft thun!“

„Wer hätte das gedacht!“ rief Angelika, „der

galante Professor Herbert, der bei allen Soupers Toaste auf die Damen ausbringt! Ich bin noch voll Erstaunen."

„Wer den Damen huldigt, meine liebe Collegin, braucht deshalb noch kein Verehrer der Frauen zu sein, — denn das, was die moderne Dame ausmacht, ist bekanntlich nach meinem Collegen Schopenhauer nicht die Kraft, sondern die Schwäche des Geschlechtes," erwiderte Taun.

„Ja wohl," fiel Johannes ein: „Mit einer Schwäche kann ein solcher Mensch Nachsicht haben — aber eine Kraft muß er bekämpfen."

„Na, warten Sie nur, Herr College Herbert," rief Angelika, indem sie ihr kurzes, dickes Zeigefingerchen drohend nach der Thür ausstreckte: „Ihnen will ich Ihre Bosheiten gedenken, — paßt auf: vor allen seinen Freundinnen werde ich dem Wolf den galanten Schafspelz herunterreißen! Und Du Moritz — mit Dir habe ich auch noch ein Wort zu reden, aber erst, wenn wir allein sind."

Die Herren lachten und nahmen ihre Hüte.

„Nun, auf eine so reizende Gardinenpredigt dürfen wir unsern Collegen Kern nicht einen Augenblick warten lassen," sagte Taun.

Alle verabschiedeten sich mit Ausnahme Heim's, Hilsborn's und Moritzens.

„So," — begann Angelika schmollend: „Du böser, abscheulicher Mann, wir sollen nichts thun, als Strümpfe stricken?"

„Nein, noch etwas," schäckerte Moritz, ihren Kopf zwischen beide Hände nehmend, „küssen — das ist auch ein schöner Beruf!"

„Geh — das kann auch die Dümmste, die Klugen sind zu etwas Besserem da."

„Kein Weib, das einen so süßen Mund hat, kann etwas Besseres thun! Nur die, welche häßlich oder alt sind, sollen Strümpfe stricken!"

„Ach, Du hast nur Späße im Kopfe — mir aber thut die arme Ernestine nun wirklich leid und es schmerzt mich von Dir, daß Du so hart gegen sie bist!"

Ein einziger strenger Blick fiel aus Moritzens schwarzen Augen auf Angelika, aber vor diesem Blicke verstummte sie sogleich.

„Du weißt," sagte er dann gütig aber streng, wie zu einem Kinde, „daß ich es nicht liebe, wenn Du über Dinge urtheilst, von denen Du nichts verstehst." —

Angelika blickte vor sich nieder und eine Thräne glänzte in ihren vollen, blonden Wimpern.

„Was ist denn das?“ fragte Moritz freundlich und zog sie an sich — „weinen? warum nicht gar! Ein Thautröpfchen in einem Rosenkelch, nicht wahr? Weiter nichts!“ Er wischte ihr die Thränen weg und nun lächelte sie ihn auch schon wieder an.

„Ein Glück für Dich, mein Sohn,“ sagte die Staatsräthin mit mildem Ernst, „wenn das Herz Deiner Frau so warm ist, daß jeder Reif, den ein hartes Wort hinein wirft, darin zu einer Thräne schmilzt; so thut es doch weiter keinen Schaden.“

Moritz sah die Schwiegermutter an, und dann seine Frau: „Angelika, war ich hart?“

Angelika schüttelte das lockige Köpfchen und sagte mit einem Tone, in dem die ganze Süßigkeit ihres kindlichen Gemüthes lag: „Nein, mein Moritz, Du hattest Recht!“

„Siehst Du, Mama, das ist das ächte Weib, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorging, wie es sein soll, um den Mann, dem es gehört, zu beglücken,“ rief Moritz und preßte die reizende Gestalt an seine Brust.

Die Staatsräthin ſtand ſchweigend neben dem Paare, ihr Auge ruhte mit unausſprechlicher Liebe auf ihrem Kinde und ſie ſah es mit einem ſeltſamen Gemiſch von Freude und Sorge an dem Herzen dieſes eben ſo zärtlichen, als herriſchen Gatten ruhen.

„Dieſe Bräutigamsleidenſchaft iſt ſchön — aber wenn ſie dereinſt verraucht, — dann bleibt für das zarte Weſen nur noch der Gebieter übrig und ſie iſt eine unglückliche Sclavin, wie ſie jetzt eine glückliche iſt!“ Solche Gedanken zogen durch die Seele der Mutter und hoben ihre Bruſt zu einem tiefen Seufzer.

Mittlerweile hatte Johannes leiſe mit Heim und Hilsborn geſprochen und einen Brief geleſen, den Jener ihm gab. „Alſo, Vater Heim,“ ſagte er, „es bleibt dabei.“

Die Staatsräthin wandte ſich ihm zu und fragte: „Was haſt Du da?“

„Einen Brief der Hartwich an Onkel Heim, Mutter!“

Johannes reichte ihr das Blatt und die Staatsräthin las:

„Herr Geheimerath!

Ich weiß nicht, ob Sie sich eines kleinen Mädchens Namens Ernestine Hartwich erinnern, dem Sie einst das Leben gerettet; aber ich weiß, daß Sie, auch wenn dies nicht der Fall wäre, einer Hülfesuchenden beiständen. Ich habe mich an die hiesige Universität gewandt, um Colleg zu hören. Ich that dies hinter dem Rücken meines Vormundes, denn er mißbilligte den Plan. Ich wünsche daher, die einleitenden Schritte in dieser Sache geheim zu halten, bis ich einen Erfolg errungen, der ihn mit meiner Handlungsweise versöhnen würde."

„Sehr rücksichtsvoll!" schaltete die Staatsräthin ironisch ein: „doch weiter."

„Meine Bitte ist nun die, hochgeehrter Herr, dafür zu sorgen, daß die Antwort der Facultät ohne Wissen meines Oheims an mich gelange und zwar durch Sie selbst. Ich bedarf auch Ihres ärztlichen Beistandes, denn ich fühle mich krank, und mein Vormund gestattete mir nie, einen Arzt zu rufen. Ich gehorchte ihm, bis ich erfuhr, daß Sie in meiner Nähe leben. An Sie aber wende ich mich

mit dem alten Vertrauen. Kann man mir helfen, so werden Sie es thun. Ich muß Sie jedoch an einem Tage bei mir sehen, wo Leuthold von Hause entfernt ist, wenn ich nicht Auftritte der peinlichsten Art herbeiführen will. Jeden Mittwoch und Sonnabend fährt er Geschäfte halber in die Stadt. An einem solchen Tage bitte ich Sie, mich zu besuchen.

Hochachtungsvoll

Ernestine Hartwich."

„Nun das ist wenigstens kürzer und bündiger, als man es von einem Blaustrumpf erwarten sollte," meinte Moritz.

Die Staatsräthin blickte trübe sinnend in den Brief: „Er ist kalt und trocken, — kaum höflich — geschweige denn herzlich, wie ihr einstmaliger Wohlthäter es von ihr verlangen konnte."

„Bedenken Sie, liebe Freundin, daß etwa zwölf Jahre seit jener Zeit verflossen, für ein so junges Mädchen eine lange Zeit!" begütigte Heim.

„Ach, Onkel Heim," rief Angelika — „ich habe Dich jetzt, wo Du meinen Knaben auf den Knien wiegst, noch eben so lieb wie damals, wo Du meinen Puppen dieselbe Ehre anthatest. Mir sind diese Jahre vergangen wie ein Traum!"

„Du bist von anderer Art, als die Hartwich, mein Kind," erwiederte Heim.

„Ja, Gottlob!" bestätigte Moritz.

Die Staatsräthin legte den Brief zusammen: „Ich kann mir nicht helfen, dieses Schreiben ist herzlos, ich habe kein besseres Wort dafür. Und dabei ein Gemisch von Feigheit und Trotz in ihrem Benehmen ihrem Onkel gegenüber, das aus jeder Zeile hervorgeht."

„Ein Beweis, wie diese starke Natur von dem Schurken geknechtet wird," bemerkte Johannes warm.

Die Mutter sah mit sorgenschwerem Blick auf ihren Sohn: „Wie konnte sie sich, wenn sie ein edles starkes Weib ist, von einem solchen Menschen knechten lassen?"

„Warum nicht, beste Mutter?" erwiederte Johannes begütigend, „und wenn auch noch so edel und stark, — so ist und bleibt sie ja doch immer nur ein Weib!"

In diesem Augenblick donnerte und rasselte etwas unter dem Fenster vorbei. Alle blickten hinaus.

„Die Worronska!"

„Die wilde Gräfin," rief Moritz, „das ist ein

Prachtexemplar von einer Amazone. Wie schön sie wieder ist! Wie sie die vier Rappen lenkt und dabei heraufschaut. Ich wette, Johannes, die hat's auf Dich abgesehen — sieh nur, sie lächelt Dir zu!"

„Da würde ich am Ende gar dem Collegen Herbert in's Gehege kommen!" lachte Johannes; „denn ich hörte ja, er macht ihr den Hof!"

„Was, Herbert — der Worronska?" rief Moritz. „Wie kommt denn der dazu?"

„Ei nun, er war ja so lange Hofmeister bei einem Freunde des Grafen in Petersburg. Daher wird er sie kennen," erklärte Johannes.

„Na, das wäre so ein Schwiegertöchterchen für Sie, liebe Staatsräthin," meinte Heim, „wie? Die wäre doch noch schlimmer als die Hartwich!"

„Bah," warf Johannes gleichgültig hin, „auch diese ist nur ein Weib; wenn sie fiel, so fiel sie durch einen Mann und ein Mann hätte sie retten können."

Zweites Capitel.

Der Schwan.

Ein hohes dunkles Gebäude überragte das Dorf Hochstetten, welches zwei Meilen von der Stadt, in reizender Gegend lag. Es führte einst den Namen Hochstetter Schloß. Seit jedoch die adelige Familie, die es durch ein Jahrhundert von Sohn auf Sohn vererbte, ausgestorben war und nur noch ein Castellan darin wohnte, der die Besitzung für die Erben einer Seitenlinie bewachte, nannte man es im Volke das Zauberschloß, denn selbstverständlich mußte es in einem alten Hause, in dem so viele Leute verschieden waren, spuken und was die ehrenwerthen Glieder der achtbaren Familie vielleicht im Leben nie gehabt hatten, das legte ihnen die Volksphantasie im Tode zu und ließ ihre Geister an dem Orte umgehen, wo einst ihre körperlichen Hüllen gewandelt.

Im letzten Jahre geschah es aber, daß einmal wirklich ein Geist in das Schloß kam und daß sein Erscheinen das Volk, welches in jedem „Genie den Teufel ahnt," mit nicht geringerem Entsetzen erfüllte, als die Gespenster seiner früheren Herrschaft, obgleich dieser Geist noch in einem lebendigen, jungen und sehr schönen Leibe wohnte. Ernestine Hartwich hatte das Gut gemiethet und trieb mit ihrem Oheim ihr seltsames Wesen da. Seitdem war das Haus hinter der hohen Umgebung in dem stillen buschigen Garten erst recht verhext und wer nichts darin zu schaffen hatte, der vermied es gern. Still und einsam lag es da, inmitten lieblicher Hügel und Bergketten, umrauscht von grünen Wipfeln, umflossen vom Sonnenglanz eines thauigen Sommermorgens und doch starrten seine altersgrauen Mauern so finster in das frische wonnige Leben hinein, als sei draußen und drinnen der Tod. — Zwei Fremde, die in einer leichten Kalesche die Landstraße daher fuhren, betrachteten es ernst und schweigend; als der Weg etwas steil wurde, stiegen sie aus und gingen neben dem Pferde weiter. Ein schmucker Bauernbursche kam mit Sense und Harke vorüber und als er in die schönen Gesichter der Wanderer sah, nickte er ihnen freundlich zu. Von einem

plötzlichen Einfall ergriffen, redete ihn der Aeltere von den Beiden an und fragte: „was ist das für ein Schloß dort?“

„Das?“ war die Antwort, „das ist ja das Zauberschloß!“

„Wer bewohnt es denn?“

„Das bewohnt ja die Hartwich.“

„Wer ist die Hartwich?“

„Ei, die Hexe, die es gemiethet hat.“

„Warum nennst Du sie so?“

„Nu, weil es eben nicht recht geheuer mit ihr ist.“

„Geh ein Stückchen mit uns und erzähle uns etwas von der Dame, wenn Du Zeit hast,“ bat der Fremde.

„Ei ja, dazu habe ich schon Zeit,“ lachte der Bursche, geschmeichelt durch das Interesse, das seine Andeutungen erweckten. „Du lieber Gott, wo soll man anfangen, wenn man von Der erzählen will. Da giebt's keinen Anfang und kein Ende.“

„Wie sieht sie denn aus?“ fragte der jüngere Herr, „ist sie hübsch?“

„Bewahre, sie ist mager und bleich und hat große kohlschwarze Augen. Dabei macht sie immer ein so finsteres Gesicht, — man sieht es ihr auf zehn Schritte an, daß sie kein gutes Gewissen hat.“

„Es ist bezeichnend für die Culturstufe des Volkes," sagte der Aeltere leise zu seinem Begleiter, „daß es kein Verständniß für schöne Linien hat, sondern nur Geschmack an Fleisch und Farbe findet. Ein klassisches Profil erscheint ihm häßlich, wenn nicht rechts und links ein Fleischsäckchen daran hängt. Diese derbe Vorliebe für den Rohstoff ist bei dem Bauern und niederen Handwerker, der überhaupt nur mit Rohstoffen zu thun hat, natürlich und verzeihlich, wo sollen solche Leute ihren Schönheitssinn bilden? Aber es ist traurig, wenn man bedenkt, wie Viele auch unter den Gebildeten sind, bei denen der Geschmack nur die gemeinste Sinnlichkeit zur Lehrmeisterin hat und deren rohe Begierde blind tastend nicht die verkörperte Schönheit, sondern nur die schöne Verkörperung sucht."

„Ja wohl," fügte der Andere hinzu, „so ist es auch mit dem Geiste. Dem Volke ist der Ausdruck des Gedankens fremd und unheimlich, nur gedankenlose Lustigkeit zieht es an. Das Gepräge des Geistes auf einer ernsten Stirn ist ihm das Gepräge des Bösen, — aber wie viele unserer Standesgenossen giebt es, die nicht besser fühlen. Wir indeß denken anders, nicht wahr, Johannes?"

Dieser reichte dem Sprecher die Hand. „Ja, mein Freund — das weiß Gott! Aus dieser Oberflächlichkeit des Geschmackes erklärt es sich auch, daß die Hartwich schon als Kind in dem Rufe der Häßlichkeit stand, obgleich sie eine wundervolle Stirn, ein reines Profil und Augen hatte, wie ich sie nie gesehen, Augen, Hilsborn“ — er legte seine Hand auf den Arm des Freundes — „in denen eine Welt schlummernder Empfindung lag, eine Verheißung unaussprechlichen Glückes für den, der diese Empfindung einst wecken würde. — Hilsborn, ich hatte die Kleine, welche ich nur einmal traf, vergessen, aber als mich neulich ein Blick aus den Augen des schönen fremden Weibes traf, da erkannte ich das Kind in ihr wieder, das arme verlassene Kind. Ich fand die alte Scheu, das alte Weh noch in diesem Blick und es drang mir wie eine schmerzliche Mahnung in das Herz. Ich hätte sie gleich in meine Arme nehmen und von dem Hügel herabtragen mögen, wie damals von dem brechenden Ast, auf den sie vor mir geflohen war!“

„Gott gebe nur, daß das seltsame Wesen eines Mannes, wie Du, würdig sei,“ sagte Hilsborn.

„Sprich nicht so, Hilsborn, Du weißt, daß ich dergleichen nicht hören will. Laß uns lieber diesen

Menſchen noch über ſie ausfragen, das iſt intereſſant genug.“

Er wendete ſich dem Burſchen zu, der pfeifend auf der anderen Seite der Straße ging.

„Thut ſie denn wenigſtens den Armen Gutes?“ fragte er.

„Behüte Gott Jeden, dem die was Gutes thun wollte, — es mag Niemand was von ihr. Der Oheim theilt alle Wochen Geld aus, aber es nehmen's nur die allerärmſten Leute und machen doch noch ein Kreuz darüber.“

Johannes und Hilsborn ſahen ſich lächelnd an.

„Alſo ſogar auf ihre Wohlthaten erſtreckt ſich ihre unheilvolle Macht?“

„Ja, das will ich meinen, wo ſie hingekommen iſt, hat ſie Unglück gebracht, — Alles hat ſie beſſer wiſſen, vertrackte Neuerungen einführen wollen. Wie man's machte, war's ihr nicht recht, die Fieberkranken ſollte man nicht mit Federbetten zudecken, den Schwachen ſollte man kein Gläschen guten Schnaps reichen und was derlei Gewaltthätigkeiten mehr waren. — Einmal hatte eine arme Wittfrau ein krankes Kind und pflegte es nach beſten Kräften. Die Hartwich kommt dazu und redet ſo lange an die Frau hin, bis ſie ihr er-

laubt, bei dem Kinde eine Nacht zu wachen. Kaum sitzt sie aber an der Wiege, wird es immer schlimmer, der Bub' kriegt Krämpfe und spricht irre, — die Hartwich schickt die Mutter auf's Schloß, um einen reitenden Boten zu bestellen, der den Physikus holen sollte, und bleibt so lange allein bei dem Kleinen. Als die Frau vom Schloß zurückkommt und zur Thüre hereintritt, hat die Hexe das Kind auf dem Schooß und das arme Würmchen verendet eben. Die Frau, ganz von Sinnen vor Schreck, riß ihr die kleine Leiche weg und da sie keinen Trost von ihr annehmen wollte, ging die Hartwich endlich fort. Als der Arzt kam, schwatzte er allerhand unverständliches Zeug und wollte das Kind seciren, wie er's nannte, aber so etwas läßt natürlich keine christliche Mutter zu und da kam es denn freilich nicht heraus, was die Hartwich mit dem armen Wurm gemacht hatte!"

„Aber Ihr thörichten Leute" — fuhr Johannes empört auf, „Ihr werdet doch nicht denken —"

Hilsborn winkte ihm, zu schweigen: „Laß doch," sagte er leise, „willst Du versuchen, was Götter vergebens thun, mit der Dummheit kämpfen?"

„Du hast Recht," erwiederte Johannes, „dieses Volk können nur Jahrhunderte belehren."

„Nun, guter Freund," redete er wieder den Bauern an, „was geschah denn dann der Hartwich?"

„Ei, als sie in derselben Nacht, nachdem der Arzt fort war, wieder kam und Geld brachte, wahrscheinlich damit die Frau schweigen sollte, wies diese ihr die Thür und sagte ihr, was sie von ihr hielte."

„Das war der Dank!" murmelte Johannes.

„Seitdem kommt sie zu Niemanden mehr in's Haus und wir sind sie los."

„War denn dieser unglückliche Fall der einzige?" fragte Johannes, „oder hatte sie noch mehr solches Unheil angestellt?"

„Ja wohl, eine Menge! Einmal überredete sie auch einen Mann, daß er in die Stadt ging und sich ein Bein abnehmen ließ, — er hatte schon seit zehn Jahren einen Schaden daran. Der Mann starb in der Stadt und hinterließ Frau und Kinder. Wenn ihn das Unglücksweib nicht hinschickte, lebte er heute noch. Hatte er das Uebel zehn Jahre gehabt, konnte er's auch noch länger haben! Die arme Wittib verwünschte sie tausendmal!"

Johannes wechselte Blicke mit Hilsborn: „So urtheilt das Volk!"

„Glaubst Du denn auch, daß sie eine Hexe ist?“ fragte er den Bauern.

„Nun Herr, wenn ich auch das nicht glaube, so behaupte ich doch, daß kein Segen mit ihr ist, weil sie keine Gemeinschaft mit Gott hat.“

„Und woher weißt Du das?“

„Sehen Sie, dafür giebt es gar viele Anzeichen. Es ist ihr alles zuwider, was sie an Gott mahnt, in einer Kirche läßt sie sich nun schon gar nicht sehen und zu Hause betet sie auch nicht.“

„Das kannst Du ja aber doch nicht wissen!“ meinte Johannes.

„Oho, das weiß ich wohl, denn Herchers Kunigund' dient droben auf dem Schloß und die erzählt uns Alles. — Da war zum Beispiel früher ein Glockenthürmchen auf dem Herrenhaus, von dem seit Alters her Morgens und Abends das Gebet eingeläutet wurde. Das war gar schön und erbaulich, wenn die Glocke mit der von der Dorfkirche zusammenstimmte und wir waren's so gewöhnt und hatten's lieb. Sogar als die frühere Herrschaft starb, gab die Gemeinde dem Castellan jährlich zwei Säcke Kartoffeln, damit er nur das Geläut nicht einstellte. Als aber die Hartwich auf das Gut kommt, was thut sie? Sie

läßt das Glöckchen aus dem Thurm reißen, baut den ganzen Thurm um und macht eine Sternwarte, wie sie es nennt, daraus, wo sie ganze Nächte sitzt und die Sterne zählt."

„Nun, wenn sie so viel in den Himmel sieht, denkt sie gewiß an den lieben Gott und an Alles, was dort oben ist," versetzte Johannes lächelnd, „und wer gerne betet, braucht auch nicht durch Glockenklang daran erinnert zu werden."

„Nein, nein, dem ist aber nicht so," behauptete der Bursche hartnäckig. „Sie will nicht daran erinnert sein, sonst hätte sie das helle heitere Glöckchen so lieb gehabt wie wir und hätte es hängen lassen, wo es seit hundert Jahren so Manchem Trost in's Herz geläutet hat, — sie hätte sich ja solch eine Stern-Kammer an den alten Thurm anbauen lassen können, das wäre Alles gegangen, wenn sie recht gewollt hätte, und daß sie's nicht wollte, das hat sie uns schon gleich verhaßt gemacht."

Johannes und Hilsborn sahen sich ernst an.

„Bücher hat sie die schwere Menge, ganze Kisten voll brachte sie mit, nur kein Gesang- oder Gebetbuch, sagt die Kunigund', die immer die Bücher abstäuben muß. Das Fräulein nennt zwar die Stube, in der

sie stehen, die Bibliothek, aber die Kunigund' hat noch keine Bibel darin entdecken können, wie sie auch gesucht hat."

Die Herren unterdrückten das Lachen, um den empörten Erzähler nicht zu stören und dieser fuhr fort:

„Den Namen Gottes spricht sie gar nicht aus und wenn es Jemand vor ihr thut, so redet sie von was Anderem, merken Sie wohl? — Nun kommt aber die Hauptsache: Da hat sie ein Zimmer, das Keiner außer ihr und dem Oheim betreten darf und wenn sie darin ist, schließt sie sich immer ein, auch mit dem Oheim. Was sie da machen, das weiß kein Mensch, aber die Kunigund' erzählt Wunderdinge davon, denn sie hat manchmal gehorcht und auch einen Blick hineingeworfen, wenn das Fräulein hinein oder heraus ging. Da hat sie denn alle möglichen merkwürdigen Geräthschaften gesehen, wie man sie zu gar keinem ehrlichen Handwerk braucht und schwarze Tafeln mit Augen und Ohren und dergleichen bemalt, Blasebälge und brennende Flämmchen und weiß Gott was Alles! Dann hat sie ganz schreckliche Sachen gehört, Töne, wie wenn sie nicht von dieser Welt wären, manchmal sanft und schön wie die Orgel in der Kirche, dann wieder ein Rauschen und Brausen, wie wenn ein

furchtbarer Sturm drin ginge, während sich draußen kein Lüftchen regte, oder gar Posaunenstöße wie von den Trompeten von Jericho, daß sie vor Angst davon lief."

„Das waren Schallversuche," sagte Johannes sehr belustigt zu Hilsborn.

„Dann behauptet die Kunigund', daß es oft so hell geworden sei in dem Zimmer, daß die Strahlen durch das Schlüsselloch gefallen seien und sie geblendet hätten wie Sonnenschein, wenn doch draußen schon längst die Sonne untergegangen war. Die Kunigund' schwört darauf, es sei kein rechtes Licht gewesen, es habe ganz bläulich geschienen und sie habe schnell die Augen zugedrückt, um nicht blind zu werden. Nun frage ich Sie, was war das für eine Helle? Was hat sie immer mit Feuerchen und Flämmchen zu thun? Auch sagt die Kunigund', sie sei stets auf bis zum Morgen und schlafe nur wenige Stunden. Das ist jedenfalls ein gotteslästerliches Leben, denn wenn der liebe Gott nicht wollte, daß man bei Nacht schlafe und bei Tag wache, so hätte er die Nacht nicht dunkel und den Tag nicht hell gemacht, und wenn es etwas Rechtes wäre, was sie treibt, brauchte es überhaupt das Tageslicht nicht zu scheuen. Die Kunigund'

behauptet auch, sie mißhandle zum bloßen Vergnügen die unvernünftige Creatur, denn sie hat es ganz genau gesehen, daß der Oheim und sie Kaninchen und derlei Gethier mit in das geheime Zimmer nehmen, die nie wieder herauskommen, was machen sie mit dem armen Viehzeug, essen können sie doch die Kaninchen nicht? Und die Kunigund' behauptet auch steif und fest, sie habe in dem Bücherzimmer ein Paar Todtenschädel, die führen nur so unter den alten Büchern herum! Nun frag' ich Einen: Welcher Christenmensch wird denn einem Todten seinen Kopf wegnehmen und ihn um die Ruhe im Grabe bringen? Heißt das nicht aus teufelmäßigem Uebermuth Leichen schänden?"

„Das ist allerdings ein ganzer Berg von Anklagen, der sich zwischen die Hartwich und ihre Umgebung thürmt," flüsterte Johannes dem Freunde zu und ich sehe aus dem Allem, daß der Fluch der Ungewöhnlichkeit das seltene Wesen auch in diese Verhältnisse verfolgte und daß sie hier ausgestoßen und vereinsamt ist, wie sie es als Kind war. Es ist an der Zeit, daß ein kräftiger Arm sie in die heiteren Kreise des warmen normalen Lebens hereinzieht, von denen sie ihre Sonderbarkeit ausgeschlossen hat."

„Sehen Sie dort den grünen Balcon?" sagte

der Bursche, als sie dem Hause ganz nahe waren. „Da hat sie eine Art Zither hängen, die spielt ganz von selber. Ich habe es erst der Kunigund' nicht glauben wollen, aber dann stellte ich mich einmal daher und hörte es mit meinen eigenen Ohren, — und es war eine so liebliche sanfte Musik, wie sie gar keine Menschen machen können. Ich spürte gleich, wie sie mich verzauberte."

„Nun und woran fühltest Du diese Verzauberung?"

„Ei, es wurde mir so weich um's Herz, so ganz anders als sonst, so — als hätte ich Lindenblüthenthee getrunken. Ich mußte an meinen verstorbenen Schatz denken und konnte es gar nicht satt bekommen, zu hören. Plötzlich fiel mir ein, so müsse ein Zauber beginnen, da faßte ich mir einen Entschluß und lief fort."

„Das war eine Aeolsharfe, lieber Freund," erklärte Johannes, — „es waren keine Geisterhände, sondern die Luft, die ihre Saiten erklingen ließ. Der Zauber, den Du fühltest, war nur die Wirkung der schönen Klänge auf Dein Ohr und Herz, und wenn Du Dich geprüft hättest, würdest Du erkannt haben, daß Du in dem Augenblick, wo Du an Dein verstorbenes Liebchen dachtest, besser warst, als wenn Du in der Kneipe auf die Hartwich schimpfst. Ueberlege

Dir einmal, ob eine böse Macht so gute, weiche Gefühle eingeben könnte und lausche, so oft Du willst, den Harfen-Klängen, sie behexen Dich nicht, sie veredeln Dich nur."

Der Bauer schaute den freundlichen Sprecher erstaunt an.

„Ich habe Sie nicht so ganz verstanden, aber ich glaube Ihnen, daß Sie's gut meinen, Herr."

„Und woher kommt Dir dies Vertrauen?" fragte Johannes, „da Du mich doch gar nicht kennst?"

„Ei, Sie — Sie sehen so rechtschaffen aus, Herr," sagte der Bursche voll Zuversicht, Johannes in die Augen sehend.

„Nun, dann mußt Du mir auch glauben, wenn ich Dich versichere, daß Du der Hartwich Unrecht thust! Weißt Du — ich kenne sie — schon von Kindheit an und verbürge mich dafür, daß sie brav und gut ist!"

Johannes sandte einen vollen Blick an dem Schloß empor, unter dem sie vorüberschritten. Eine ältliche Frau öffnete soeben ein Fenster im oberen Stockwerk.

„Sehen Sie," rief der Bauer, „das ist die Haushälterin, die Willmers, jetzt steht das Fräulein erst auf, es ist neun Uhr." —

„Gesegnet sei Dein heutiges Erwachen!“ hauchte Johannes vor sich hin. —

Und von Blüthenstaub und Morgenluft getragen stieg dieses Wort empor zu ihr, die müde von einer durchwachten Nacht, befangen von einem zu schnell abgekürzten Morgenschlummer am offenen Fenster ruhte. Sie hatte den Kopf auf das Gesims gelegt und ließ den balsamischen Sommerhauch über ihr traumumwobenes Haupt streichen. Der Segensgruß, den Johannes gesprochen, umwallte sie in einem Meere von Duft und Licht und sie empfand ihn, ohne ihn zu verstehen. Sie öffnete endlich die brennenden, geschlossenen Lider und blickte hinaus, noch war es, als sähe sie alles nur durch einen grauen Schleier, den die Ermattung um ihre Blicke gebreitet, nach und nach aber enthüllte sich das sonnige Bild, überwölbt von dem klaren, wolkenlosen Firmament vor ihr in ganzer Pracht. Sie erhob sich und lehnte sich hinaus mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer. Sie kannte kein Glück, als das des gesättigten Ehrgeizes, sie vermochte sich kein anderes vorzustellen, deshalb wünschte sie kein anderes, denn man kann nicht wünschen, wovon man keine Vorstellung hat. Und dennoch lachte ihr im Sonnenschein, rauschte ihr in

finsterer Nacht, wallte ihr aus dem Thale herauf und von den Bergen herunter die Verheißung eines anderen Glückes, nach welchem sie sich in Sehnsucht verzehrte, ohne es zu kennen. Und aus jeder Stimme der Natur, jedem Vogelsang, jedem Murmeln eines Quells, aus dem Sausen des Sturmes und dem Tosen des Donners tönte ein Ruf an ihr Ohr, sie wußte nicht woher, nicht wohin, aber sie hätte sich in den See stürzen mögen, um ihm zu folgen.

„Es giebt kein besseres Mittel, sich vor jedem unbestimmten Verlangen zu behüten, als indem man arbeitet, sich vor jedem Verlieren in's Allgemeine zu retten, als indem man sich mit ganzer Kraft in's Einzelne versenkt," hatte ihr Oheim gesagt, wenn er solche Stimmungen an ihr wahrnahm. „Drängt es Dich, das Ganze zu erfassen, so erfasse zuerst die Theile. Treibt es Dich, zum Himmel aufzufliegen, so bedenke, daß die Sternwarte der einzige Weg dahin ist. Gelüstet Dich, den warmen Pulsschlag des Lebens zu fühlen, so bedenke, daß er sich Dir nirgend besser, als am Secirtisch zeigt."

Und sie war schweigend, klaglos von ihrem Flug in ferne Welten zum Telescop zurückgekehrt, oder hatte mit dem vollen, überströmenden Herzen, das eine Welt umfassen wollte, mikroscopische Organismen

zerlegt. So war sie im Laufe langer Jahre daran gewöhnt worden, Empfindungen, wie die heutige, zu unterdrücken und nur selten tauchten sie noch auf, wie man die Glocken der im Meer versunkenen Stadt läuten hört, wenn's Sonntag ist. — Es war zwar heute kein Sonntag, aber ein Jahrestag. Heute vor zwölf Jahren war sie in jener ersten und einzigen Gesellschaft gewesen, die sie jemals besucht, hatte sie ihr Vater fast todt geschlagen und hatte ihr Leben eine ganz andere Wendung genommen. Sie wußte das Datum genau, denn der folgende war der Todestag ihres Vaters. Alle die alten Gestalten zogen an ihr vorüber, es waren ja die Einzigen, die ihr im Leben nahe gestanden, denn seit jener Zeit war sie mit keiner Seele mehr in engere Beziehungen getreten. Den Menschen hatte sie studirt — die Menschen waren ihr fremd geblieben. Und wie sie dachte und sann, da wünschte sie wieder das Kind zu sein, das mit der Windsbraut um die Wette rannte und sich auf sturmgepeitschen Wipfeln wiegte. O, noch einen Athemzug aus jener jugendlich hoffenden Brust, noch einen Schlag jenes liebebereiten Herzens, noch eine Thräne jenes ringenden Glaubens! Todt und stumm Alles — erstorben jede Blüthe der Kindheit und Jugend, eine

Greisin mit zwei und zwanzig Jahren, die von der Warte leidenschaftsloser Betrachtung herabsieht auf ein Leben, das hinter ihr liegt, ohne daß sie es genossen, auf eine Zeit, die ihr vergangen, ohne daß sie dieselbe gelebt. Sie wandte mit einem tiefen Seufzer das Auge von dem sonnigen Bild ab. „Unser Leben währt an die siebenzig und, wenn es hoch kommt, an die achtzig Jahre," sprach sie vor sich hin, „und ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!" Dieses goldene Wort der Schrift, das sie zum Wahlspruch erkoren, seit ein großer Philosoph der Neuzeit es sie verstehen gelehrt, übte auch jetzt wieder seinen Zauber auf sie aus. Was wollte sie Köstlicheres vom Leben als Mühe und Arbeit? Was brauchte sie mehr, ob in der Jugend oder im Alter, als diese? — Sie trat vom Fenster weg und wand ihr aufgelöstes Haar, das sie wie ein schwarzer Schleier umfloß, rasch in einfachen Flechten um den Kopf. Ihre Blicke fielen dabei nur flüchtig und gleichgültig in den Spiegel, sie sah es selbst nicht, welch ein Antlitz ihr daraus entgegenschaute, so vollendet schön, wie sich eines Künstlers Phantasie die düstere Gestalt einer Mariken von Nymwegen nur denken kann. — Dann warf sie ein einfaches weißes Gewand über

und ließ ermüdet die Arme sinken. Der Ausdruck von Thatkraft, der so eben mit dem Worte Arbeit ihr Gesicht belebt hatte, wich einer tiefen Traurigkeit, fast Hoffnungslosigkeit und sie sank erschöpft in den Stuhl. Eine Minute saß sie so mit eingefallener Brust und vorgebogenem Kopfe, dann quollen ein paar große Thränen über ihre Wangen.

„Arbeit ist ein köstlich Ding, wenn man die Kraft dazu hat — aber ich habe sie nicht mehr!“ sagte sie und ihre durchsichtigen schmalen Hände umklammerten ihre Knie, während ihre Augen verzweiflungsvoll in's Weite starrten.

Die Wirthschafterin, Frau Willmers, trat ein.

„Es ist ein Fremder draußen, Fräulein, der mir diese Karte gab; der Herr, dessen Name auf der Karte steht, schicke ihn.“

Ernestine las den Namen: „Professor Dr. Heim“ und darunter mit Heim's Hand: „empfiehlt den Ueberbringer dieser Karte dringend.“

„Er ist willkommen!“ rief sie wie neubelebt. „Führen Sie ihn in die Bibliothek.“

„Wollen das Fräulein ohne Wissen des Herrn Onkels? —“ fragte die Frau zögernd und sehr erstaunt.

„Ich will es!“ erwiederte Ernestine fest.

„Nun Gott sei Dank,“ murmelte die Alte, „daß Sie endlich einmal einen Menschen sehen mögen — und der Herr draußen ist schon der Mühe werth, daß man ihn anschaut. Aber nicht wahr, Sie übernehmen die Verantwortlichkeit bei dem gestrengen Vormund, damit ich's nicht büßen muß?“

„Ich werde es verantworten!“

Frau Willmers eilte hinaus und geleitete den Ankömmling in Ernestinen's Bibliothek.

Eine angenehme bläuliche Dämmerung umfing ihn beim Eintreten, verursacht durch die schweren blauseidenen Gardinen, mit denen die hohen Bogenfenster verhangen waren. Es war ein großes achteckiges Gemach, im Styl der mittelalterlichen Thurmstuben, mit einem offenen Erker, der gleichfalls durch blauseidene Vorhänge von dem Zimmer getrennt war. Inmitten des Erkers hing die Aeolsharfe, von der jener Bauer erzählt hatte, und lose Ranken wilden Weines, der sich außen empor schlang, peitschten, vom Winde bewegt, die Saiten und entlockten ihnen abgebrochene, wirre Klänge, die ein starker Luftzug immer wieder in Eins verwob; wie ein Kind, die Hand vom Lehrer geführt, ein Instrument spielt, bis die geübten

Finger des Meisters dazwischen greifen und einen vollen, reinen Accord ertönen lassen. In den dunklen Baumwipfeln, die den Erker beschatteten, flöteten Singvögel und kamen zutraulich dann und wann in die Rosenbüsche geflogen, mit denen er geschmückt war.

„Sie hat Poesie," dachte Johannes und blickte wohlgefällig in dem kühlen, stillen Gemache umher, welches nur Ruhe und tiefsten Frieden athmete. Und ein schöner Geistesfriede mußte es sein, der sich auf den hier Weilenden niedersenkte; wo der Blick hinfiel, traf er auf die unsterblichen Werke aller großen Denker der Neuzeit, eine kostbare Bibliothek thürmte sich auf prachtvollen Gestellen von geschnitztem Eichenholz empor.

Johannes las die Titel, aber je mehr er las, desto bedenklicher wurde er: wenn der Inhalt dieser Bücher in ein einziges Frauengehirn gepreßt war, oder werden sollte, dann konnte hier kein Friede, sondern nur der rastloseste, aufreibendste Kampf herrschen. — Sein Blick fiel endlich auf einen Schreibtisch, der wie alle Möbel des Zimmers reich mit dunklem Schnitzwerk versehen war. Er las die am obersten Aufsatz des Tisches in erhabenen Buchstaben eingeschnittene Schrift: „Unser Leben währet an die

siebenzig und, wenn es hoch kommt, an die achtzig Jahr' — und ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!" Seine Augen hafteten lange sinnend auf dem ernsten Wahlspruch dieses noch so jungen Mädchens. Seine hohe kräftige Stirn umschattete eine milde Trauer, als er sich abwandte und die hunderterlei Blättchen betrachtete, die umhergestreut waren, alle mit wenigen Zahlen oder Zeilen beschrieben, unverkennbar schnell verworfene Anfänge von wissenschaftlichen Arbeiten aller Art und, wie es schien, meist unwillig und hastig weggeschleudert. Seitwärts des Tisches, theils auf einem Pult, theils auf der Erde lagen ganze Stöße aufgeschlagener, mit Zetteln und Anmerkungen versehener Bücher, Brochüren u. s. w. Namen wie Helmholtz, du Bois, Ludwig, Darwin u. a. m. zeigten, welch' riesiges Material dieser kühne strebende Geist zu seinen Arbeiten herbeizog, — über welche Berge von Mühe er den Weg nach seinen ehrgeizigen Zielen nehmen wollte. „So viel lebendige Kraft an fruchtlose Bestrebungen, so viel edlen Eifer an eine Verkehrtheit verschwendet, wie schade!" sagte Johannes mit einem unwillkürlichen Seufzer. Da bemerkte er ein kleines offnes Fach inmitten des Schreibtisches, wo Ernestine ihr besonders werthvolle

Bücher zu bewahren schien. Das Eine war Kuno Fischer's „Leben Kant's" — das Zweite du Bois' Gedächtnißrede über Johannes Müller, und das Dritte: Andersen's Märchenbuch.

Eine eigene Rührung spiegelte sich in den Zügen des ernsten Mannes, da er dies erblickte. Nur ein starkes tiefes Gemüth vermochte die Erinnerungen seiner Kindheit so treu zu bewahren. — Er konnte nicht widerstehen, sich des Buches zu bemächtigen, um es genauer zu betrachten. Als er es in die Hand nahm und darin blätterte, fiel ihm ein vergilbtes Papierzeichen auf — es lag zwischen den letzten Seiten des Märchens vom häßlichen jungen Entlein, gerade da, wo die Kinder um den Teich stehen und rufen: „Es ist ein neuer Schwan hinzugekommen!" Das war es wohl, was ihr die Märchen so werth machte — die Prophezeiung, daß aus dem Entlein ein Schwan werde, nicht das fromme Festhalten an dem, was ihrer Kindheit einst werth war? Er stellte das Buch an seinen Platz zurück. Ein Schatten legte sich wieder über Johannes Gesicht, — diese letzte Betrachtung hatte ihm weh gethan. Er war so tief in Sinnen versunken, daß er fast erschrak, als sich eine Thür hinter ihm öffnete und Ernestine ihm entgegentrat. Als er

die hohe Gestalt mit ihrer königlichen Würde vor sich stehen sah, schweigend und ruhig in dem edlen Bewußtsein ihrer geistigen Bedeutung, da wiederholte er in Gedanken die Worte: „Es ist ein neuer Schwan gekommen.“ Ja! dem häßlichen jungen Entlein waren die Flügel gewachsen. Einen Augenblick pochte ihm vor innerer Erregtheit das Herz rascher. Er hatte Mühe, seine Haltung zu bewahren.

„Vergebung, mein Fräulein,“ begann er, „daß ich an Stelle dessen, den Sie riefen, Ihnen meine Hülfe anzubieten wage.“

„Wenn der alte Heim Sie schickt, sind Sie mir willkommen; ist er krank — daß er mir einen Stellvertreter sendet — oder zürnt er mir?“ Ernestine faßte bei diesen Worten den Fremden fest in's Auge.

„Weder das Eine noch das Andere, mein Fräulein,“ erwiederte dieser; „er erlaubte mir nur, seinen Namen als den Talisman zu gebrauchen, welcher mir dies verzauberte Schloß öffnen sollte.“

„Und warum das?“ fragte Ernestine, ihn immer aufmerksamer betrachtend.

„Weil ich die Ueberzeugung habe, daß ich Ihre Krankheit besser zu behandeln verstehe, als der alte Heim.“

Ernestine stutzte und wandte den Blick von dem stolzen Sprecher ab, ein Anflug von Unwillen verdüsterte ihr Gesicht, aber es währte nicht lange; bald schlug sie ihre großen Augen wieder prüfend zu ihm auf und sagte voll Vertrauens: „Nein! Sie sprechen nicht im Ernst. Einen Mann, der so anmaßend und eitel wäre, wie diese Worte Sie erscheinen lassen, würde mir Heim nicht empfohlen haben!“

Johannes reichte ihr erfreut die Hand. „Das war ein tüchtiges Wort, mein Fräulein — das gefällt mir! Aber dennoch muß ich den Vorwurf der Anmaßung und Eitelkeit auf mir ruhen lassen, bis Sie ihn selbst von mir nehmen, — denn ich sprach nur meine und Heims eigene Ueberzeugung aus! Sie schütteln befremdet das Haupt und verstehen mich nicht. — Ich hoffe, Sie werden dies bald lernen. Wie hätte ich den Muth gehabt, durch eine so kecke Sprache Ihre Mißbilligung herauszufordern, wenn ich nicht wüßte, daß die nächste Zeit mich rechtfertigen wird?“

Ernestine winkte ihm, sich zu setzen. „Ist es indiscret von mir, mein Herr, wenn ich Sie, bevor wir weiter sprechen, nach Ihrem Namen frage?“

Johannes sah sie freundlich bittend an. „Liebes

Fräulein — lassen Sie mich diesen noch verschweigen, ich möchte so gern, daß Sie Vertrauen zu mir faßten, zu mir, zu meiner Person, ohne die Gewähr eines wohlbeleumundeten Namens. Wie köstlich, wie beglückend wäre solch ein Vertrauen! Nennen Sie das eine Grille, wenn Sie wollen, aber lassen Sie mir dieselbe!"

„Wie Sie wünschen, mein Herr," sagte Ernestine etwas befangen, und ein forschender Blick heftete sich wieder auf sein Gesicht. Es war, als suche sie etwas in den reinen, edlen Zügen, als dämmere etwas wie eine Erinnerung bei Betrachtung derselben auf, und dann schlug sie die Augen wieder nieder, als vergleiche sie das Gesehene mit einem Bilde in ihrem Innern, ohne in's Klare kommen zu können.

Johannes beobachtete jede Bewegung ihrer Mienen. Kein Gedankenschatten entging ihm, der über diese weiße, sinnende Stirn hinzog, er schaute und schaute sie an und vergaß darüber das Reden, sie war so wunderbar schön, diese keusche, ernste Jungfrau, bleich und leidend durch den strengen Dienst des Gedankens, dem sie mit priesterlicher Weihe dahingegeben. In solcher Gestalt wird auch der traurigste Irrthum rührend — ja erhaben, und wir beugen uns vor ihm

statt ihn zu belächeln. Dies waren Johannes' Empfindungen, als er so schweigend vor ihr saß und es mußte sich etwas davon in seinen Augen spiegeln, denn Ernestine wandte plötzlich verlegen den Blick von ihm ab und fragte fast unwillig: „Nun, mein Herr, was für Nachrichten bringen Sie mir von Vater Heim? Ist er geistig und körperlich rüstig?"

Johannes ernüchterte sich etwas durch den kühlen Ton, in dem sie dies sprach. „Ja, mein Fräulein, das ist er. Geliebt und verehrt von seinen Fachgenossen wie von seinen Patienten, genießt er einen heitern Lebensabend."

„Das freut mich. Auch ich bin durch Fesseln der Dankbarkeit an ihn gebunden, er hat mir viel Gutes gethan, ja — ich darf ihn wohl als den Retter meines Lebens betrachten. Deshalb hoffte ich auch jetzt wieder von ihm alles Heil. Er ist ein großer Praktiker, wenn er auch in seinem Greisenalter nicht ganz mit der modernen Wissenschaft Schritt gehalten hat!"

„Das ist er, mein Fräulein. Aber von Ihrem schlimmsten Uebel kann er Sie doch nicht befreien und deshalb schickt er mich."

„So sind Sie wohl ein berühmter Specialist?

Aber wie kann Heim wissen, ob ich eines solchen bedarf?“

„Und dennoch weiß er es, mein Fräulein, denn mit dem Uebel, von welchem ich rede, waren Sie schon als Kind behaftet und Heim besaß kein Recept dagegen. Da er sich überzeugte, daß ich im Besitz der richtigen Heilmethode bin, nahm er mich zu seinem Assistenten an. Ich frage Sie daher offen und einfach: Wollen Sie mich zu Ihrem Arzt haben? Ja oder nein?“

Ernestine schwieg einen Augenblick, dann sagte sie fest: „Ja, wenn Heim glaubt, daß Sie mich wieder herstellen werden, so genügt mir das und werde ich mich Ihrer Heilmethode unterwerfen.“

„Ich danke Ihnen!“ rief Johannes froh, „aber ich sage Ihnen im Voraus: ich bin ein strenger Arzt und meine Arzneien sind bitter!“

„Doch wohl nicht bitterer als die Krankheit?“ fragte Ernestine.

„Wer weiß! Um gerade heraus zu reden, mein Fräulein, das Uebel, von dem ich Sie zu befreien komme, welches Ihre Vergangenheit und Zukunft vergiftet, ist der Einfluß Ihres Oheims!“

Ernestine stand auf. „Mein Herr!“

„Hören Sie mich erst, bevor Sie mir zürnen! Ich behaupte nichts, was ich nicht beweisen kann."

„Mein Herr, ich will davon nichts hören. Sie thun meinem Oheim Unrecht, welcher Art auch Ihre sogenannten Beweise sein mögen. Ein ganzes Leben voll Treue und Aufopferung wiegt schwerer als die Anklage eines Unbekannten. Was danke ich ihm, was that er für mich! — Ihm schulde ich meine wissenschaftliche Bildung, was ich bin, hat er aus mir gemacht."

„Und wenn ich nun so kühn wäre, Sie zu fragen, mein Fräulein, ob Sie so gewiß sind, daß das, was er aus Ihnen machte, das Rechte ist?"

Es entstand eine Pause, während welcher Ernestine einen Schritt zurücktrat und beleidigt und beschämt vor sich nieder sah.

Johannes fuhr fort: „Wenn ich nun gekommen wäre, Ihnen gerade das Gegentheil zu beweisen?"

Ernestine blickte ihn finster an. „Hierauf weiß ich allerdings nichts zu erwidern, aber Ihre Geringschätzung zwingt mich, zu fragen, ob Sie meine Schriften kennen und ob diese meine Fähigkeiten in ein so schlechtes Licht gestellt haben?"

„Im Gegentheil, mein Fräulein, Ihre Abhandlung

über die Reflexbewegungen ist genial, und Ihre Schrift über den Raumsinn des Auges hat den Preis erhalten."

Ernestine horchte hoch auf, ihr Antlitz röthete sich, ihre Augen flammten. „Und das sagen Sie mir jetzt erst! Meine Schrift den Preis! Wach' ich — träume ich? Ist es denn wahr, — wirklich wahr? O wie soll ich Ihnen für diese Botschaft danken? Ich finde keine Worte — möchten Sie sich belohnt fühlen durch die Versicherung, daß Sie mir die größte Freude meines Lebens machten! Aber nun schmähen Sie mir auch nicht mehr den Mann, dessen aufopfernden Bemühen um meine Erziehung — ich allein dies Glück verdanke!"

„Armes Herz, wenn das Ihre größte Freude ist! Arme Betrogene, wenn Sie Ihrem Oheim kein anderes Glück zu verdanken haben!"

„O mein Herr, was giebt es Höheres als Ehre und Ruhm?"

Johannes blickte sie ernst an. „Etwas, das Ihr Oheim Sie jedenfalls nicht lehren wird!"

Ernestine hörte ihn nicht in ihrer ehrgeizigen Erregung. Sie ging einige Schritte auf und nieder, dann setzte sie sich wieder und fragte mit klopfendem Herzen: „Bringen Sie mir vielleicht auch eine Ant-

wort auf meine Bitte, an der hiesigen Universität Vorlesungen zu besuchen?"

„Allerdings, mein Fräulein, aber sie ist von beiden Fakultäten, an die Sie sich wandten, abgelehnt!"

Ernestine ließ die Arme sinken. „Abgelehnt! Und wußte man schon, als man dies beschloß, daß jene Preisschrift von mir war?"

„Man wußte es."

Ernestine stand einen Augenblick wie betäubt. Endlich begann sie langsam und tonlos: „Jetzt ist mir Alles klar: Die Herren hielten den Verfasser der Abhandlung wohl für einen Mann, deshalb krönten sie dieselbe; mein Gesuch aber wurde abgeschlagen, weil ich das Unglück habe, eine Frau zu sein. — Es ist ja natürlich — wie darf man denn einer Frau gestatten, mit den Herren der Schöpfung wetteifern zu wollen?"

„Sie sind ungerecht in Ihrem Unmuthe," sagte Johannes; „man hat Ihre Schrift gekrönt, weil sie ihren Zweck erfüllte. Die Frau, die sie verfaßte, weist man ab, weil eine Frau im Colleg ihren Zweck nicht erfüllt."

„Und wie wollen Sie mir das beweisen?" frug Ernestine bitter.

„Weil sie für ihren naturgemäßen Beruf verloren geht und in dem selbst erwählten das Erforderliche nicht leisten kann.“

„So gehören Sie auch zu meinen Gegnern?“

„Ja, mein Fräulein!“

„O das thut mir leid!“

„Warum? Was liegt Ihnen an dem Urtheil eines Unbekannten?“

Ernestine schlug die Augen nieder: „Der Eindruck Ihres Wesens ist so edel, daß es mich schmerzt, in Ihnen einen jener engherzigen Materialisten zu finden, die den Frauen nur die niedrigste Begabung zugestehen.“

„Das thu' ich keineswegs. Ich traue denselben und insbesondere Ihnen sehr Großes zu!“

Ernestine sah ihn erstaunt an. „Nun, wie sollen wir aber unsere Fähigkeiten geltend machen, wenn wir die Grenzen des kleinen Berufs nicht erweitern dürfen, den die Natur uns so stiefmütterlich zugewiesen?“

„Ich denke nicht so gering von diesem Beruf, ich finde ihn so schön, so erhaben, daß auch die höchste Begabung sich in demselben genügen kann, wenn er nur richtig verstanden wird!“

„Wenn aber ein Weib — verzeihen Sie die Un-

bescheidenheit, — wenn ich anders ausgestattet wäre, als gewöhnliche Frauen, hätte ich dann mit der Kraft nicht auch das Vorrecht, mich über die gewöhnlichen Grenzen zu erheben?“

„Dann hätten Sie das Vorrecht, Ihr Geschlecht zu adeln und ihm zu zeigen, was es innerhalb seiner Schranken wirken kann, dann hätten Sie die Kraft, das größte Weib, aber nicht ein Mann zu sein.“

Ernestine blickte trübe vor sich hin. „Sie kennen meine Schrift?“

„Ja!“

„Sie finden, daß sie den Preis verdiente?“

„Ja!“

„Und sprechen mir doch das Recht ab, männliche Aufgaben zu lösen?“

„Sie haben eine solche gelöst — in wie weit aber Ihr gefälliger Oheim dabei geholfen, wollen wir dahin gestellt sein lassen.“

Ernestine schlug die Augen nieder.

Johannes fuhr fort: „Sie wissen es vielleicht selbst nicht; auch war die Concurrenz der Preisbewerber eine geringe, ohnehin nicht schwer zu besiegende. Aber Sie glauben mein Fräulein, weil der Instinkt Ihres Genies diese eine Frage beantwortet hat, das

ganze unabsehbare Gebiet der Forschung beherrschen zu können? Haben Sie eine Ahnung von der Größe dessen, was Sie sich vorgenommen?"

„Ich denke, ich lernte genug, um zu wissen, was ich noch lernen muß!"

„Täuschen Sie sich nicht über Ihren Zweck. Sie wollen nur lernen, um zu lehren — nicht zu lehren wie jeder Schulmeister, d. h. nachsprechen, was man Ihnen vorgesagt; Sie wollen auf Grund der überlieferten Wahrheiten neue Wahrheiten darthun, mit andern Worten: Sie wollen produziren!"

„Und Sie sprechen mir hierzu die Fähigkeit ab?"

„Durchaus nicht," erwiderte Johannes, „aber ich räume der weiblichen Produktion nur ein Feld ein, es ist das der Kunst, weil bei dem Kunstwerk Herz und Verstand sich in die Arbeit theilen, weil bei der Schöpfung des Schönen ein tiefes Seelenleben, eine hochgehende Phantasie die männliche Gedankenschärfe ersetzen kann. Beides bringt die bevorzugte Frau von Anbeginn mit. Die Wissenschaft aber bietet die schwersten Aufgaben nicht sowohl für den Geist, als für das Denkvermögen an sich. Ich spreche der Frau nicht die Fähigkeit ab, die großen Resultate des Wissens zu begreifen, aber die geistige

Technik, die ausdauernde Denkkraft, selbstständig zu diesen zu gelangen."

Ernestine faltete fast bittend die Hände. „Vernichten Sie mir nicht, was meinem Leben Zweck und Inhalt ist."

Johannes bog sich zu ihr nieder und sagte mild: „Mein theures Fräulein! Möchten Sie doch einen andern Zweck Ihres Lebens finden, als diesen, den Sie nie erreichen werden."

„Nie erreichen?" rief Ernestine sich stolz erhebend. „Noch wüßte ich nicht, was dieses Wort rechtfertigen könnte. O wäre ich nur gesund, wäre mein Körper ein gehorsameres Werkzeug meiner Seele, dann wollte ich zeigen, was ein Weib kann! Wollte zeigen, daß wir nicht nur denkende Hausthiere sind, wie uns eine gewisse Klasse von Männern bezeichnet, sondern daß wir ihnen ebenbürtige, freie Wesen sind. O, wenn Sie wüßten, wie mein ganzes Sein sich verzehrt in dem Zorn über unsere sociale Unterdrückung, unsere geistige Sclaverei! Glauben Sie, glauben Sie, mein Herr, es ist nicht eitler Ehrgeiz, was mich treibt, — es ist der Schmerz um die tausend Schmerzen jener Seelen, welche gleich mir sich blutig gerungen an den Ketten der Alltäglichkeit oder gleich dem Blindgeborenen

in dem Dunkel der Unwissenheit ahnten von dem Lichte, das die Welt erleuchtet, dem Wonne und Freiheit entströmt, und von welchem sie ausgeschlossen sind! Es ist die Schmach meines ganzen Geschlechts, die ich tilgen, der Jammer meines ganzen Geschlechts, den ich rächen will, und dafür setze ich Gut und Blut ein, dafür gebe ich jeden Anspruch auf weibliche Freuden, gebe mich selbst zum Opfer hin!"

Johannes hatte ihr mit, über der Brust gekreuzten Armen gelauscht und begann nun ruhig: „Mein Fräulein, ich verstehe und bewundere Sie, aber Sie übertreiben; die sociale Stellung der Frauen ist eine ihrem Können und Wollen entsprechende. Wesen, wie Sie, gehören zu den seltenen Ausnahmen, im Allgemeinen steht Ihr Geschlecht auf einer zu niedern Stufe der Entwicklung, um größere Ansprüche machen zu können!"

„Und an wem liegt die Schuld?" unterbrach ihn Ernestine lebhaft. „An Euch, Ihr Herren der Welt! Wenn wir denn doch Euch geistig untergeordnet sind, warum erzieht Ihr uns nicht besser, warum hebt Ihr uns auf keine höhere Stufe der Intelligenz? In Eurer starken Hand liegt es ja, aus uns zu bilden, was Ihr wollt! Und nirgend in christlichen Ländern

steht es wohl auch schlimmer um das Weib, als gerade bei uns. Sehen Sie hin nach Rußland, in das Land, in dem sich Leibeigenschaft und Knute am Längsten erhielten, selbst dort tauchen mehr und mehr gelehrte Frauen auf, und die russischen Hochschulen schämen sich weiblicher Zöglinge nicht. Sehen Sie nach Frankreich, nach England, überall werden Frauen beschäftigt, anerkannt, ihre Fähigkeiten erweitert, indem sie geübt werden und das ganze Geschlecht hat sich dort bereits größere Achtung gewonnen. Ja, ich kann es leider nicht leugnen, daß die Mehrzahl unserer Frauen entweder schlichte Haushälterinnen sind, denen nichts über die Interessen ihrer Küche und ihrer Kinderstube geht, oder glänzende Puppen, die nur Sinn haben für die Geltendmachung ihrer äußeren Vorzüge. Von Politik, von den Interessen ihres Vaterlandes, von Wissenschaft und Dichtung verstehen sie wenig oder nichts, selbst von den Künsten fordern sie nur Unterhaltung, nicht Belehrung und Erhebung. Solche Frauen können nicht den Keim der Vaterlandsliebe in die Herzen ihrer Söhne legen, nicht die Bestrebungen ihrer Männer theilen, noch die Seelen ihrer Töchter dem Schönen und Erhabenen öffnen. O, es ist traurig — aber wer trägt die Schuld? Doch nur die

Männer, welche das Weib ausschließen aus ihrer Welt, welche, sein höheres Ingenium ein für allemal leugnend, es in die Küche verweisen, oder es zwingen, durch eine Herrschaft über ihre Sinne sich für den versagten Antheil an ihrem Geistesleben zu entschädigen!“

Johannes erwiderte nichts. Ihm war es ein Genuß, sie zu sehen und zu hören. Er wollte sie sich erst ganz aussprechen lassen, bevor er sie widerlegte.

Ernestine fuhr fort: „Das Alles zähle ich zu der Schmach meines Geschlechts, welche aufgehoben werden muß, wenn sie sich nicht selbst rächen soll, — und das wird sie unausbleiblich; denn an üppiger Verweichlichung, an Ausschweifung gingen die Nationen unter, die das Geistige im Weibe nicht achteten! Diese Achtung müssen wir uns zu erringen suchen um jeden Preis — ehe es zu spät ist. Lächeln Sie meinetwegen über die Anmaßung, daß ich ein weiblicher Arnold von Winkelried sein und unserer geistigen Freiheit Bahn durch die Lanzen des Hohnes und Vorurtheiles brechen will. Ich weiß ja, was mir bevorsteht! Das alltägliche Weib fühlt sich nicht in seinem Geschlechte geehrt, wenn eine seiner Schwestern sich über das Gewohnte erhebt, es empfindet nur seine

eigene Armuth um so bitterer, rächt sich dafür, wenn es nichts Besseres weiß, mit den Waffen der sogenannten Sitte und hat gar leicht den Schimpf der Unsittlichkeit auf eine freie Seele geworfen! Die Männer aber verschließen mir verächtlich und mißgünstig die Thür, und Kampf und Mühe sind's, die mir winken. Dennoch zag' ich nicht und ist's nicht hier, so zieh' ich in ein anderes Land, wo Humanität und Ritterlichkeit die strebende Frau unterstützen."

„Wo Humanität und Ritterlichkeit der Frau gestatten, die Blüthe ihres Daseins abzustreifen: ihre Weiblichkeit!" fiel ihr Johannes nun in die Rede, „denn wie wollen Sie diese bewahren, wenn Sie sich in anatomischen Studien abhärten gegen Alles, was der feinfühlenden Frau Grauen einflößt, — wenn Sie in Einzelheiten einzugehen gezwungen sind, durch deren nähere Bezeichnung schon ich Ihr mädchenhaftes Zartgefühl verletzen würde. — Ich habe Sie bisher nicht unterbrochen, weil ich Sie kennen lernen wollte, weil Sie mich in Ihrem heiligen Eifer rührten und entzückten. Es lag neben vielem Thörichten und Uebergespannten, was ich jetzt nicht erörtern will, auch viel Wahres in dem, was Sie sagten. Aber das Eine, glauben Sie mir, daß der weibliche Körper eben so

wenig dem wissenschaftlichen Studium gewachsen ist, wie der weibliche Geist! Ich habe Sie auf das Gebiet des Schönen, der Kunst hingewiesen, davon aber wollen Sie nichts hören; den Künstler- oder Dichterruhm müßten Sie mit zu vielen Andern theilen. In Ihnen wühlt der Ehrgeiz, etwas ganz Neues, nie Dagewesenes zu leisten. Aber, mein Fräulein, an diesem Ehrgeiz werden Sie zu Grunde gehen! Schaffen Sie, wenn es Sie zu produziren drängt, Ihren Ideen Gestalten, die für sich selbst reden, schaffen Sie ein künstlerisches Gebild; denn in ihm ist Friede, es ist ein Ganzes, Fertiges für sich, und in ihm ruht die Seele von ihren Mühen aus. Eine dichterische Idee kann im Kunstwerk erschöpft werden, eine wissenschaftliche Hypothese aber ist unerschöpflich, weil sie, wenn auch abgeschlossen und bewiesen, immer neue Schlüsse nach sich zieht! Solch rastloses Weiterstreben ohne Ruhepunkt, erträgt nur die Kraft des Mannes, die zarte Natur der Frau muß ihm erliegen, gerade wenn sie so starken Geistes ist, daß sie mit der brennenden Begierde, der athemlosen Spannung des Forschers arbeitet. Und wenn es ihr selbst gelingt, mit Aufopferung ihres Lebens irgend einen neuen Beitrag zur allgemeinen Forschung zu liefern, so hat sie doch nur

den kleinsten Theil dessen geleistet, was der Mann mit leichter Mühe vollbringt. Der Todesschweiß einer Sterbenden hängt an ihrem Werke und die Welt sagt höchstens achselzuckend: „Für eine Frau alles Mög=liche!“ Ist solch ein bedingtes Lob mit Gesundheit und Leben nicht zu theuer erkauft?“

Ernestine hatte ihm in athemloser Spannung ge=lauscht. Ihr dunkles Auge haftete mit einem über=wältigenden Ausdruck auf dem schönen Gesicht des Sprechenden. Als er schwieg, ließ sie die Arme in den Schooß sinken: „Sie thun mir schweres Unrecht, wenn Sie die Bewunderung der Welt für die einzige Triebfeder meines Thuns halten. Ja, ich sehne mich nach Anerkennung, das habe ich Ihnen gesagt. Aber diese hätte ich auf anderen Gebieten wohl leichter ge=funden und mein Oheim ließ mir die Wahl. Ich er=griff aus Neigung die Naturforschung und insbesondere die Physiologie. Die Geschichte war mir gleichgiltig, weil mir die Menschen gleichgiltig sind. Die Phi=losophie ist mir zu dogmatisch, wie die Religion — in der Natur allein quillt immer neues, greifbares Leben. „Da weiß ich doch,“ wie Johannes Müller sagt, „wem ich diene und was ich habe.“ Die Phy=siologie hat eine neue Welt vor mir aufgethan, oder

besser, sie hat mir die alte erst neu geschenkt, — denn jetzt erst bin ich sehend, seit ich begreife, was ich sehe; jeder Sonnenstrahl, der sich in einem Thautropfen bricht, ist mir bedeutsam, jede Tonwelle, die aus der Ferne an mein Ohr dringt, ruft eine Reihe von Vorstellungen wach. O, welcher Genuß käme dem gleich, den diese mächtige Wissenschaft uns bietet, ja wahrlich, die Wirklichkeit macht sie zum Wunder und was uns Wunder schien, macht sie zur Wirklichkeit. Und auf dies hohe Gut soll ich verzichten, weil ich ein Weib bin? Und dieses beseligende Erforschen alles Lebens sollte mir den Tod bringen? O nein, ich kann's, ich will's nicht denken!"

Johannes reichte ihr die Hand. „Sie sind eine schöne, große Seele und begreifen das Wesen der Wissenschaft. Doch gesetzt auch, Sie hätten körperlich und geistig die seltene Zähigkeit, die Aufgabe, welche Sie sich stellten, durchzuführen, so könnte dies nur auf Kosten Ihres weiblichen Berufs geschehen. Denn das Weib kann nicht zweien Aufgaben genügen, deren jede seine volle Kraft in Anspruch nimmt. Sie müssen als Gelehrte ausschließlich Ihren Studien leben — die Pflichten der Gattin, der Mutter würden Sie zu sehr abziehen, denn diese fordern

für sich ein ganzes Leben! Jetzt haben Sie den Muth, die Armuth an Glück und Liebe zu ertragen, welche aus dieser Einseitigkeit erwächst: Werden Sie ihn auch später haben? Wenn nun Alter und Krankheit über Sie hereinbrechen, wenn Sie schwach und hülflos werden und einer treuen, wohlthätigen Hand bedürfen, die Sie pflegt, eine warme Brust suchen, an der Sie ausruhen könnten von manchem Weh — und Sie haben dann Niemanden, der sich Ihnen hingiebt, weil Sie sich Niemandem hingaben, wie wird es dann sein? Haben Sie keine Ahnung von solchem Elend? Ist denn kein Verlangen nach Anlehnung, keine Sehnsucht nach Liebe in Ihrer verschlossenen Seele?"

Ernestine schaute finster vor sich hin. „Ich kenne die Liebe nicht, wie kann ich mich nach etwas sehnen, was mir fremd ist?"

„Mein Gott, wie ist das möglich? Sie hatten doch Eltern, Pfleger, Verwandte, denen Ihr Herz anhing?"

„Nein! Meine Mutter starb, als sie mich geboren, mein Vater, als ich zehn Jahre alt war, er hat mich nur mißhandelt und war mir fremd. Mein Vormund ward mein Lehrer und Erzieher und weihte mich in die Wissenschaften ein. Weder als Kind, noch

als Erwachsene durfte ich mit meines Gleichen verkehren und ich wollte es auch nicht, weil ich es nicht anders gewohnt war. Seine eigene kleine Tochter schickte er in eine Pension und lebte ganz für mich; aber das Band, das mich an ihn knüpfte, war doch nur mein Interesse für die Wissenschaften und seine Bereitwilligkeit, dasselbe zu befriedigen. Er ist kalt und ich bin es, ich fühlte nie etwas Anderes für ihn als Dankbarkeit. Einsam war und blieb ich und habe nie einen Menschen geliebt!"

Johannes war tief ergriffen. „Armes Weib," sagte er, „wenn Du Dich wehklagend um den Tod einer Mutter, eines Vaters oder Gatten vor mir zur Erde würfest und in Thränen Dein Antlitz badetest — es könnte mich nicht so erbarmen, als dies eine ruhige Wort: Ich habe nie geliebt! — Sie blicken mich staunend an! Es wird die Zeit kommen, wo Sie mich verstehen, wo Sie an Ihren Schmerzen die Freuden ermessen lernen, um die man Sie betrog; dann aber wird Ihnen der Mann zur Seite stehen, den Sie jetzt vielleicht als Ihren Feind betrachten und an seiner Brust mögen Sie dann weinen um ein verlorenes Leben, — vielleicht auch ein neues, besseres beginnen!"

Ernestine wendete sich in tiefster Erschütterung von Johannes ab, sie wollte ihm nicht zeigen, was in ihr vorging, sie hauchte nur leise hin: „Leben Sie wohl," und wollte sich entfernen.

„Sie verlassen mich? Sie zürnen mir? Darf ich nicht wiederkommen?" fragte Johannes tief bekümmert.

Ernestine blieb stehen und schwieg.

„Darf ich nicht?" wiederholte er und in seinem Tone lag eine so schmerzlich inbrünstige Bitte, daß Ernestine im Innersten davon berührt war.

Einen Augenblick des Kampfes noch und da stand sie vor ihm, reichte ihm die Hand und sagte mit einem feuchtschimmernden Blick, der Johannes das Herz überströmen ließ:

„Kommen Sie wieder."

„Gott segne Sie für dieses Wort," rief er mit einem tiefen Athemzug, küßte ihr ehrerbietig die Hand und verließ das Zimmer. Sie blieb regungslos in sich versunken.

Die Aeolsharfe klang so süß, die Rosen dufteten so berauschend, die Vögel zwitscherten und die Sonnenstrahlen gossen solch mildes Licht durch die blauen Vorhänge herein. Sie beachtete es nicht, ihr Blick

war nach innen gekehrt und verfolgte ein seltsames Doppelbild, das ihre Seele mit sich hinwegzog in eine ferne längst entschwundene Vergangenheit, immer weiter zurück bis in die Tage der Kindheit. —

Warum war es ihr, als rausche jene Eiche über ihrem Haupte, auf die sie einst geflüchtet vor dem herrlichen Jüngling? Warum sah sie die kleine Angelika auf einmal so deutlich, wie sie die Puppe im Arme hielt, die ihr der Bruder geschickt, und so sicher hoffte, ihre Zärtlichkeit könne dieselbe zum Leben erwecken?

Und wie sie so dastand und träumte in dem holden Durcheinanderweben von Harfenklang, Duft und Licht, da glich sie selbst der Statue des Pygmalion, als sich unter dem Hauch seiner Liebe die erste Lebenswärme durch die starre Marmorbrust ergoß und der erste Athemzug die steinernen Lippen öffnete!

Drittes Capitel.

In der Dorfschule.

Als Johannes Ernestine verließ, wandte er seine Schritte rasch dem Dorfe zu. Ein edles beglückendes Bewußtsein leuchtete von seiner Stirn — das, welches so selten einem Menschen ganz und ungetrübt zu Theil wird: für das Glück eines Anderen zu sorgen, indem man für das eigene sorgt! So schritt er hin mit dem festen, sicheren und doch so elastischen Tritt, wie er einem hochgewachsenen Manne in der Blüthe der Jahre eigen ist, und wo sein freier klarer Blick hinfiel, da streute er eine Saat von Wohlwollen um sich, die auf jedem Gesicht, das ihm begegnete, in ein freundliches Lächeln aufging. Er nahm seinen Weg zu einem kleinen, rebenbewachsenen Häuschen, in dem der Patriarch des Ortes, der Schullehrer wohnte.

Vor dem Hause stand Hilsborns Wägelchen, dessen ungeduldig scharrendes Pferd unaufhörlich von einem alten, dicken Kettenhund angekläfft wurde, welchem man auf den ersten Blick ansah, daß er mehr aus Pflicht=gefühl denn aus Mißgunst dies unliebsame Amt ver=waltete. Johannes schritt an ihm vorüber und klopfte seinen breiten struppigen Rücken, was er sich zwar der Consequenz halber knurrend, aber doch nicht ungern, gefallen ließ. Dann trat Johannes in das Haus, dessen gastliches Dach so nieder war, daß der große Mann sich bei dem Eintreten durch die reben=umrankte Thür bücken mußte, weil seine Stirn an die herabhängenden unreifen Trauben stieß. Von der halbdunklen Hausflur gelangte er in die Wohnstube. Dort fand er Hilsborn mit dem Schulmeister auf einer Fensterbank sitzend; die Frau Schulmeisterin Brigitte mit Flicken beschäftigt, auf der anderen. Der Schulmeister war ein ältlicher hagerer Mann mit langen ergrauten Haaren. Er hatte seltsame, unsicher blickende Augen, in deren Grunde jener unheimliche weiße Schein lauerte, welcher der unerbittlichste Tod=feind des Lichtes ist.

„Ah, der Herr Professor" — sagte der alte Herr erfreut und ging Johannes entgegen. „Wir dachten

schon, Sie seien in dem Zauberschlosse gleichfalls bezaubert worden und kämen uns nicht wieder!"

„Sie könnten nicht so Unrecht haben!" bemerkte Johannes, die dargebotene Hand des Schulmeisters schüttelnd.

„Ja, lange genug hast Du uns die Zeit werden lassen!" meinte Hilsborn.

„Liebe! Willst Du wohl den Tisch besorgen? Die Herren machen uns vielleicht die Freude, unser kleines Mittagsmahl mit uns zu theilen, für sie ist unsere Eßstunde eben die Frühstückszeit!" sagte der Schulmeister zu seiner Frau, die bei Johannes' Eintritt aufgestanden war und nur auf die Erlaubniß, sich zu entfernen, harrte. Johannes und Hilsborn lehnten Alles ab. Die Frau Schulmeisterin hatte jedoch bereits das Zimmer verlassen. So wie sich die Thür hinter ihr schloß, wurde der alte Mann sehr ernst. „Herr Professor," begann er und seine Stimme klang ein wenig heiser, seine Hände zitterten kaum merklich, „jetzt sind wir allein — jetzt, bitte ich, sagen Sie mir die Wahrheit. Ich habe Sie in Gegenwart meiner Frau nicht danach gefragt, denn ich möchte der Guten den Kummer so lange als möglich ersparen; ich aber will und muß es wissen, denn die Zukunft

meines Sohnes ist davon abhängig. Nicht wahr, Herr Professor, Sie haben keine Hoffnung für meine Augen?“

Hilsborn schwieg, seine zarte Seele schauderte davor, dem alten Manne das Messer in das Herz zu stoßen. Unschlüssig wechselte er einen raschen Blick mit Johannes, den der Lehrer jedoch bemerkte.

„O meine lieben Herren, den Blick sah ich, wenn ich auch halb blind bin, er sagte mir so viel, als Ihr Schweigen. Ich habe mir längst keine Hoffnung mehr gemacht. Schon bei meiner Augenentzündung vor einem Jahre glaubte ich, die Katastrophe würde eintreten, die Ihre Sorgfalt mir noch so lange fern hielt. Die Hauptfrage ist nur die: kann ich operirt werden?“

Hilsborn zögerte wieder. Es widerstrebte seinem Ehrgefühl, den würdigen Mann zu belügen und mit einer falschen Hoffnung hinzuhalten, deren Enttäuschung dann um so bitterer sein mußte, und doch — wer, der ein Herz hat, kann einem Menschen so furchtbare Wahrheiten in das ängstlich fragende Antlitz sagen?

„Ich vermag Ihnen darauf jetzt noch nicht mit Gewißheit zu antworten,“ brachte er endlich mühsam hervor.

Der geduldige Mann faltete bittend die Hände und seine glanzlosen Augen bestrebten sich, in Hilsborn's Zügen zu lesen. „Glauben Sie nur nicht, bester Herr Professor, daß es ein gutes Werk wäre, mich zu täuschen. Sehen Sie, wenn ich weiß, daß ich unheilbar bin, dann kann ich sogleich thun, was mir später viel schwerer fallen würde, nämlich: meinen Sohn von der Universität nehmen und ihn zu meinem Stellvertreter ausbilden. Sie werden begreifen, daß ich ihm nichts mehr geben kann, die akademische Laufbahn fortzusetzen, wenn ich dienstunfähig werde, und daß es am besten ist, den jungen Mann so früh als möglich die Vernichtung seiner Hoffnungen wissen zu lassen, damit er sich darauf vorbereitet, vom Hörsaal in die Schulstube herabzusteigen. Ich weiß, wie hart das ist, denn auch mir hatte sich eine schöne wissenschaftliche Laufbahn erschlossen, aus der mich der zu frühe Tod meines Vaters riß. Und sehen Sie, hat mein Sohn diesen Schlag überwunden — dann giebt es nichts mehr, was ich fürchte!“ Seine Stimme zitterte, indem er das schwere Wort aussprach, er fühlte es und schwieg, weil er seine Bewegung nicht zeigen wollte.

Johannes und Hilsborn standen rathlos vor

ihm. Sie konnten dem unglücklichen Vater den Trost nicht geben, daß er keines Stellvertreters bedürfe — sie wußten nur zu gut, wie nothwendig die Maßregel sei, die der gewissenhafte Vater ergreifen wollte. Und Hilsborn sagte endlich mit der ihm eigenen Schonung und Milde: „Wenn Sie für den schlimmsten Fall sich einen Stellvertreter sichern wollen, so ist es allerdings schon deshalb besser, es bald zu thun, weil Sie, auch bei einer möglichen Operation, längere Zeit dienstunfähig werden könnten und ich überdies nicht für den Erfolg derselben einstehen kann!“

„Ich danke Ihnen, werther Herr — Sie haben gesprochen als ein Ehrenmann und ich weiß nun genug,“ sagte der Lehrer und trocknete sich mit dem buntgedruckten groben Kattuntuch die thränenden Augen.

„Hab' ich Ihnen nicht gesagt“ — schalt Hilsborn, „Sie sollen sich hiezu nur feiner Battisttücher bedienen?“

„Ach ja,“ sagte der bleiche, kummervolle Mann, sich zum Lächeln zwingend, „aber wo soll Unsereiner so etwas herbekommen?“

„Nun, Euer Schloßfräulein soll es Euch geben!“ meinte Hilsborn.

„Das würde sie gewiß gerne thun — aber ich

konnte mich nicht entschließen, eine so unbescheidene Bitte zu wagen, denn seit sie mit den übrigen Dorfbewohnern überworfen, hat sie auch uns gemieden, und ich fürchte, sie hat etwas von dem Groll über die schmähliche Behandlung, die sie erfuhr, auf uns übertragen."

„Nun, dann werde ich für Sie bitten," rief Johannes: „Ich gehe auf das Schloß zurück — in wenig Augenblicken bringe ich das Gewünschte."

Indem er sprach, trat die Schulmeisterin mit einer Flasche Wein und der Suppe ein. Ihr gutes altes Gesicht strahlte vor Freude, den verehrten Gästen etwas vorsetzen zu dürfen. Der Lehrer nahm rasch die Hände der beiden Herren und flüsterte, während sie mit Tellern und Gläsern klapperte: „Nicht wahr, meine Herren, Sie versprechen mir, Niemanden etwas von meinem bevorstehenden Unglück mitzutheilen, damit es kein Zufall meiner armen Frau verrathe und so die wenigen frohen Tage, die ihrer noch warten, gekürzt würden."

„Wir versprechen es Ihnen," sagten die Herren ernst.

„Darf ich vielleicht den Herren Professoren mit etwas aufwarten?" fragte Brigitte mit dem ihr

eigenen biederen und ein wenig altväterischen Ceremoniel, denn es geht mit den Höflichkeitsformen auf dem Lande wie mit den Kleidermoden. Eine städtische Tracht erreicht erst das Dorf, wenn sie in der Stadt schon lange einer andern gewichen ist — und eine Form der Artigkeit erst, wenn sie in der Stadt längst als nicht mehr „bon genre“ verworfen wurde. Und doch haben derartige altmodische Redensarten und Geberden, die wir als Kind noch an Großeltern, Großtanten und Onkels beobachteten, etwas so Rührendes, weil sie uns die lieben Dahingeschiedenen und manche freundliche Erinnerung der Kindheit zurückrufen. Wer hat nicht in seinen ersten Jahren irgend eine alte Tante oder Großmama bei der Zurückweisung eines dringend angebotenen fünften Schälchens Kaffe die Tasse umstülpen und fein säuberlich den Löffel darüber legen sehen? Und wenn er die gleiche Ceremonie nach zwanzig, dreißig oder mehr Jahren an irgend einer Frau Landpfarrerin oder Schulmeisterin wahrnimmt, wird nicht solch eine längst begrabene Gestalt plötzlich wieder vor ihm stehen und ihm mit milder Hand das spöttische Lächeln von der Lippe streifen? — Wer gedenkt nicht aus seiner Kindheit der wohlwollenden Theilnahme, welche Freunde und

Verwandte an dem glücklichen Ereigniß eines kräftigen Nießens nahmen? Und wenn ihm ein Vierteljahrhundert später eine gutmüthige Landseele bei demselben Ereigniß „Wohlbekomm's“ oder „Zum Wohlsein“ zuruft — ist es ihm da nicht, als müsse er, wie einst, sagen: „Ich danke, liebe Großmama!“ und wird dann nicht ein ganz leises Heimweh nach der guten alten Großmutter durch seine Seele ziehen? So war der Eindruck, den die freundliche Frau Schulmeisterin auf die jungen Männer machte und mit gerührten Blicken beobachteten sie ihre wirthliche Zuvorkommenheit und Geschäftigkeit.

„O bitte, geben Sie uns die Ehre, ein paar Bissen zu verkosten“ — ermahnte sie nochmals, indem sie die rauhen, dicken Servietten von eigenem Gespinnst auf die Teller legte.

Es war den Beiden nach dem ernsten Gespräch mit ihrem unglücklichen Gatten nicht um Essen und Trinken zu thun, aber die Freundlichkeit der unwissenden, heiteren Frau durfte, konnte nicht zurückgewiesen werden, und sie setzten sich, wenn auch schweigend, an den großen plumpen Tisch. Einen Augenblick war es so still, daß man das Ticken des Holzwurms in der Ofenbank hörte. Da goß der Schul-

meister den Wein ein, seine Hand zitterte ein wenig, er mußte gar sehr Acht haben, daß er nichts verschüttete, weil er nicht recht sehen konnte, wann die Gläser voll waren, — dann aber hob er das seine empor und rief mit fester Stimme: „Sie sollen leben, meine Herren, und mit Ihnen die edle, deutsche Wissenschaft! Sie lebe hoch!“

Da klirrten die Gläser zusammen, aber es schnitt Hilsborn in die Seele, als er in das von schöner Gastfreundlichkeit verklärte Antlitz seines Wirthes sah, dem diese Wissenschaft, die er hoch leben ließ, noch vor wenig Minuten zur grausamen Prophetin eines trostlosen Alters geworden. Auch Johannes senkte den Blick wehmüthig auf das Glas nieder, mit dem er angestoßen hatte, und der Tropfen, den er daraus trank, schmeckte ihm bitter.

„Komm' her, Alte — stoße mit mir an,“ sagte der Schullehrer zu seiner Ehehälfte. „Trink, laß Dir's schmecken! — Das Weinchen ist eine kleine, stille Passion meiner lieben Frau“ — erklärte er, ‚aber wir trinken es nur, wenn wir so werthe Gäste haben, wie Sie, meine Herren!“

„Und warum nur dann?“ fragte Hilsborn.

„Weil er uns besser schmeckt, wenn wir auch

Andere sich daran erquicken sehen," war die einfache lächelnde Antwort.

„Sie sollten es sich selbst mehr gönnen" — meinte Johannes, „dieser alte, edle Wein ist Ihnen gut, er giebt Ihnen Stärkung."

Der Greis blickte trübe auf die wenigen Tropfen, die er sich eingegossen hatte und die noch unberührt dastanden. „Sie vergessen wohl, daß ich meiner Augen wegen schon lange keinen Wein mehr trinken dürfte, wenn ich auch wollte."

„Der arme Mann," klagte die Schulmeisterin und streichelte seine hagere Wange. „Er muß sich so Vieles versagen."

Johannes und Hilsborn wechselten Blicke, dann sagte der Letztere: „Ich hebe das Verbot auf, Herr Leonhardt. Gönnen Sie sich von nun an immerhin ein gutes Schlückchen. Es kann Ihren Augen nicht mehr so viel schaden, als es Ihnen im Allgemeinen nützen wird!"

„Gott sei Dank," rief die Frau erfreut — „das ist ein Beweis, wie viel besser es Dir jetzt geht."

„Oder wie viel schlechter" — sagte Leonhardt lateinisch zu Hilsborn und sah ihn ernst an, dann wandte er sich aber gleich wieder freundlich seiner

Gattin zu und leerte langsam und bedächtig sein Glas, indem er ihr zuflüsterte: „Unser Walter soll leben!“

Die alte Frau nickte vergnügt. „Der gute Junge, wenn er nur erst Doctor wäre!“

Leonhardt faltete mit einem tiefen Seufzer die Hände: „das ist Alles, um was ich Gott bitte!“

„Sprechen Sie von Ihrem Sohn?“ riefen die Herren, — „da wollen auch wir mit anstoßen: Er lebe zur Freude und Stütze Ihres Alters.“

„Er ist ein talentvoller junger Mensch,“ fügte Johannes hinzu. „Seine Preisarbeit hatte nach der des Fräuleins von Hartwich die meisten Stimmen.“

„Wirklich?“ sagte der Schulmeister. „Das freut mich. Ach — das Fräulein ist glücklich. Sie hat Alles, um die nöthigen Studien zu machen: Bücher und Apparate. Wohl nie ist eine Bibliothek und ein Laboratorium von solchem Werthe in den Händen einer Privatperson gewesen.“

Johannes horchte hoch auf: „Wirklich? Woher wissen Sie das?“

„Mein Sohn hat sich neben seinen Studien auch als Mechaniker ausgebildet, weil er sagt, daß dies für einen Naturforscher ein großer Vorschub sei und

Fräulein von Hartwich, welche das zufällig erfahren hatte, übertrug ihm eine Reparatur an einem ihrer Geräthe. Bei dieser Gelegenheit sah er, über welche Schätze sie verfügt."

Johannes blickte sinnend vor sich hin: „Hm — so viel ich weiß, ist das Vermögen der Hartwich nicht so bedeutend, um solche großartige Ausgaben von den laufenden Zinsen zu machen, — der Herr Oheim müßte denn seine ehemalige Mündel veranlaßt haben, das Kapital anzugreifen, was eine neue Gewissenlosigkeit wäre!"

Nach kurzem Bedenken wandte er sich an den Schulmeister: „Herr Leonhardt, eine Frage. Wenn ein Mensch eine Gegend von einem bösen, gefährlichen Thier befreien will, thut er besser, dies Thier mit List und Vorsicht in seinen Schlupfwinkeln auszuspüren, um es dann desto sicherer zu überfallen, oder soll er es durch Lärm und Gewaltmaßregeln zur Unzeit aufscheuchen und warnen, — damit es sich aus dem Staube machen oder zur Wehr setzen kann, bevor man ihm zu nahen vermochte?"

Der Schulmeister sah ihn befremdet an: „Ei nun, ein kluger Mann wird sicherlich das Erstere thun."

„Das denk' ich auch. Nun sehen Sie — Herr Leonhardt, so will ich den Doctor Leuthold Gleiffert in seinen Verstecken aufsuchen. Ich habe die Ueberzeugung, daß dieser Mann ein abgefeimter Bösewicht ist, aber es fehlt mir an Beweisen für diese meine persönliche Ansicht. Ich kann daher nicht eher offen gegen ihn auftreten, bis ich jene gesammelt habe, was natürlich ganz in der Stille geschehen muß. Hiezu, Herr Leonhardt, sollen Sie mir helfen, denn Sie kennen diesen Mann und sein Treiben gewiß besser, als wir Alle. Geben Sie mir Handhaben zur Anklage gegen ihn, damit es mir möglich werde, jenes auserlesene Wesen, seine Nichte, von seinem Einfluß zu befreien."

„Das will ich gerne," sagte Leonhardt. „Doch lebt er so schlau verborgen, daß ich Ihnen schwerlich Mittheilungen von Gewicht werde machen können! Das Einzige, was ich allenfalls überwachen könnte, sind seine Correspondenzen; denn da wir im Orte keine Post haben, ist an meinem Hause eine Briefslade angebracht, welche der Briefbote in meiner Stube zu entleeren pflegt. Ich kann also, wenn ich will, die Aufschriften aller im Kasten enthaltenen Briefe lesen. Vielleicht könnten Sie daraus einige Schlüsse ziehen."

„Sehr wohl," erwiderte Johannes, „Sie werden mich durch solche Fingerzeige tief verpflichten." Er leerte sein Glas und erhob sich. „Und nun geben Sie mir Feder und Dinte, ich will zwei Zeilen an das Schloßfräulein schreiben."

Der Schulmeister öffnete einen kleinen altmodischen Pult und legte alles Nöthige zurecht. Johannes schrieb: „Mein liebes und geehrtes Fräulein! Werden Sie mir zürnen, wenn ich Ihnen Gelegenheit gebe, sich auch innerhalb Ihrer weiblichen Grenzen auszuzeichnen, — ich, der sich diesen Morgen Ihren Unwillen zuzog, da er gegen das Ueberschreiten derselben eiferte? In dem kleinen friedlichen Hause des Schulmeisters Leonhardt wird sich bald eine Tragödie entwickeln, wo der materielle und geistige Beistand einer Frau, wie Sie, nothwendig wird. Kommen Sie — sehen Sie sich die Leute an, die von Allen im Dorfe Ihrer Güte am würdigsten sind und sie am wenigsten suchten. Lassen Sie jedoch die Frau Leonhardt von den obigen Andeutungen nichts merken. Der arme Mann bedarf seiner Battistläppchen für seine kranken Augen und wagte es nicht, Sie darum zu bitten. Dies wird Ihnen zum Vorwande dienen, eine Beziehung zu den Leuten an-

zuknüpfen, — wenn Sie wollen — und ich weiß: Sie wollen! Ich weiß, ich werde Gutes von Ihnen hören, wenn ich wiederkehre — und ich werde wiederkehren — wieder und immer wieder!

Ihr Freund von wenigen Stunden,
aber für's Leben."

Johannes siegelte den Brief und gab ihn dem Schulmeister: „Hier, Herr Leonhardt ist die Bittschrift um Battisttücher. Schicken Sie dieselbe der Hartwich zu. Sollte sie aber vielleicht selbst kommen, so bitte ich Sie und Ihre Gattin, meinen Namen zu verschweigen. Ich möchte dem Fräulein gerne noch einige Zeit unbekannt bleiben. Versprechen Sie es mir!"

Das alte Paar gelobte Schweigen und nach freundlichem Abschied bestiegen die Herren den Wagen. Johannes nahm die Zügel und weit ausgreifend flog das feurige Roß dahin, als freue es sich der nervigen Hand, die es so leicht und sicher führte.

Das alte Paar kehrte in das Haus zurück und beendete sein Mittagsmahl, denn es ging schon auf 12 Uhr, wo in den Dörfern die Nachmittagsschulen wieder beginnen, dann sandten sie den Brief an Ernestine und der Lehrer begab sich in das, der Wohnstube gegenüber befindliche Schulzimmer, um

seine Schützlinge zu erwarten. Mit dem Schlage Zwölf trampelten und trippelten die verschiedenen größeren und kleineren Füße der Dorfjugend durch den Hausflur und verschiedene Finger und Fingerchen hämmerten und tippten an die Thüre, bis das bedächtige „Herein" erscholl, welches abgewartet werden mußte; denn Herr Leonhardt hielt gar sehr auf Zucht und Ordnung, und er wußte auch, sich in Respect zu setzen. Die Stunden in der Schule waren bei den meisten Kindern die artigsten ihres ganzen Lebens. Es war sonderbar. Herr Leonhardt schlug kein Kind, er zankte fast nie, er tadelte nur und doch bändigte er die wildesten Buben und löste den verstockteſten Mädchen das Herz, daß sie weinen konnten, wenn der Herr Lehrer sie mit einem vorwurfsvollen Blicke ansah. Der weise, alte Mann hatte den Grundsatz, daß die Liebe des Schülers für den Lehrer ein besserer Sporn sei, als die Furcht, die sich durch Haß und Bosheit an dem rächt, der sie hervorruft. So glich er alle Thorheiten, Rohheiten und Grausamkeiten der Bauernerziehung in seinem Dorfe aus, entwickelte in den Seelen der ihm anvertrauten Schaar die Keime des Guten und unterdrückte die des Bösen, und es war eine auffallende Erscheinung, daß seit den

fünfunddreißig Jahren, wo er im Orte unterrichtete, die Hochstetter Mädchen und Bursche die gesuchtesten Dienstboten der ganzen Gegend waren.

„Guten Tag, Herr Lehrer," schrie die eintretende Schaar und ergoß sich mit einem Geräusch über die langen Bänke, wie wenn eine Straße mit Kies beschüttet wird, oder ein Stoß Scheiterholz übereinander fällt.

„St! St!" machte der Lehrer und augenblicklich war es ruhig im Zimmer, man hörte nur noch das Rascheln der aufgeschlagenen Hefte und der Unterricht begann.

Da klopfte es leise — so leise, wie nur ein böses Gewissen pochen kann, an die Thür und herein trat ein kleines, sauber angethanes Mägdlein von etwa sechs Jahren und blieb mit niedergeschlagenen Augen auf der Schwelle stehen. Eine Schulmappe, so groß, daß man nicht recht wußte, ob das Kind sie mitgenommen, oder sie das Kind, hielt es vor sich hin, als möchte es sich am liebsten dahinter verstecken und der perlende Thau auf seiner Stirne zeigte, daß es sehr rasch gelaufen.

„Ei, Käthchen," rief Herr Leonhardt, „warum kommst Du denn so spät? Na — tritt nur näher,

kleine Missethäterin — es ist das erste Mal seit dem ganzen langen Jahre Deines Schulbesuches, daß Du zu spät kommst. Da muß ja etwas ganz Besonderes geschehen sein?"

Das also angeredete Käthchen kam langsam heran, während sein kugelrundes Gesichtchen über und über erröthete. „Ich — ich habe in die Beeren gemußt," stotterte es und leckte sich noch mit dem lügenhaften Züngelchen das von Heidelbeeren geschwärzte Mäulchen.

„Ei Käthchen," sagte Herr Leonhardt und erhob seinen Zeigefinger — „das ist sonderbar, Du mußtest? wer befahl es Dir denn?"

Käthchen sah, immer röther werdend, zu Boden.

„Sieh mich einmal an, Kind," sprach nun der Lehrer ernst — „ist es wahr, was Du sagst?"

Käthchen versuchte die braunen funkelnden Schelmenaugen aufzuschlagen — aber ach — das Schuldbewußtsein hing wie ein Bleigewicht an seinen Lidern und zog sie herab. Es vermochte nicht den Herrn Lehrer anzusehen und schüttelte nur leise mit dem Kopfe.

„Käthchen," sagte dieser liebevoll — „Du mußtest nicht Beeren suchen, denn ich weiß, wie sehr Deine Eltern darauf halten, Dich in die Schule zu

schicken: Du liefst zu Deinem Vergnügen in den Wald, um zu naschen. Du hast heute vielleicht zum ersten Mal gelogen, wie Du zum ersten Mal zu spät zur Schule kommst. Bitte den lieben Gott, daß es auch das letzte Mal sei."

„Ach," platzte die kleine Sünderin heraus, „Nachbars Fritz hat mich mitgenommen und die Beeren schmeckten so gut und da habe ich mich versäumt."

Die andern Kinder lachten, aber ein Wink des Lehrers brachte sie schnell zum Schweigen, dann fuhr er zu Käthchen fort: „Sieh, liebes Kind, für das Zuspätkommen erhältst Du ein Kreuz und rückst um Eins auf der Bank hinunter — aber Käthchen für das Lügen rückst Du um Eins in meinem Herzen hinunter, und ich werde Dich nun nicht mehr so lieb haben. Du kannst mich aber versöhnen, wenn Du Dich freiwillig in die Ecke stellst — was ziehst Du nun vor — lieber aus meinem Herzen — oder lieber eine Viertelstunde in die Ecke?"

Da brach das Kind in bittere Thränen aus und schluchzte: „Lieber in die Ecke, lieber in die Ecke!" und damit stand es auch schon in dem bezeichneten Winkel und drehte das reizende Gesichtchen der kahlen Wand zu.

Der Schulmeister sah der Kleinen mit gerührtem Blicke nach, aber er blieb fest, so weh es ihm that, denn Lügen bestrafte er immer am schwersten. Der Unterricht nahm seinen Verlauf und nach etwa zehn Minuten rief er das immer noch schluchzende Käthchen zu sich. Das Kind trippelte in großer Freude herbei und er streckte ihm die Hand hin: „Willst Du mir jetzt versprechen, nie wieder zu lügen, Käthchen? Willst Du?“

„Ja, ach ja — ich will's nie wieder thun!“ war die zerknirschte Antwort.

Da hob der Greis das rosige, kleine Ding in die Höhe und drückte es an sein Herz. — „O Du liebes Kindchen — jetzt bin ich Dir auch wieder gut und werde es bleiben, so lange Du ehrlich und fleißig bist. Und wenn Du je wieder einmal in Versuchung kommst, irgend Jemandem eine Unwahrheit zu sagen — da denke nur, wie wehe es Deinem alten Lehrer thäte, wenn er's wüßte — und dann sprichst Du ihm zu Liebe die Wahrheit? Willst Du?“

„Ja — ja,“ rief die Kleine aus vollem Herzen, schlang ihre Aermchen um den Hals des Lehrers und drückte ihn aus Leibeskräften zusammen.

Die anderen Kinder begleiteten diese Versöh-

nungsfeierlichkeit mit der wärmsten Theilnahme — denn alle hatten das braunäugige, rothwangige Käthchen lieb und freuten sich, daß es so gut davongekommen.

„So," sagte der Lehrer, als Käthchen endlich auf seinem Platz saß: „Nun wollen wir sehen, ob Du Deine Aufgabe recht schön gemacht hast."

Käthchen zog seine Bücher aus dem finstern Abgrund seiner ungeheuren Schulmappe an's Tageslicht, aber, o weh', „die Nacht ließ einen schwarzen Flecken zurück," sämmtliche Hefte waren von den in der Tiefe verborgenen Heidelbeeren gefärbt. Käthchen's Bestürzung und der Jubel ihrer Commilitonen waren unbeschreiblich, selbst der Lehrer konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als er in das kleine erschrockene Gesicht sah. „Na," sagte er, „es mag Dir nun noch hingehen, Du hast heute schon genug gebüßt! Wenn nur der Inhalt gut ist." Er schlug die Hefte auf und freute sich offenbar über die schönen geraden Buchstaben. Nur mit dem Rechenbuche stand es noch schlimm! „Käthchen," rief Herr Leonhardt: „wenn ein Pferd vier Beine hat, wie viel haben zwei Pferde?"

„Sechs!" lautete die zuversichtliche Antwort.

„Käthchen! wie viel ist zwei mal zwei?“

„Acht!“

Herr Leonhardt warf jenen gottergebenen Blick zum Himmel, wie er nur solchen Märtyrern der Geduld eigen ist! „Käthchen, wie viel Finger hast Du ohne den Daumen an Deiner linken Hand?“

Käthchen zählte mit den Fingern der Rechten die der Linken und brachte glücklich „Vier“ heraus.

„Und wie viel hast Du an Deiner Rechten?“

Käthchen zählte wieder mit der Linken die Finger der Rechten und es ergaben sich abermals ohne den Daumen „Vier.“

„Gut! — Wie viel macht das nun zusammen?“

Käthchen schwieg.

„Wie viel Finger hast Du jetzt an beiden Händen gezählt?“

„Zehn!“

„Ohne die Daumen, Kind, ohne beide Daumen?!“

Käthchen begann auf's Neue seine schwierige Rechnung.

Da klopfte es plötzlich an die Thür.

„Noch ein Spätling?“ sagte Herr Leonhardt und rief „Herein!“

Aber statt eines frischen Kindergesichts erschien ein bleiches Antlitz mit großen schwarzen Augen, erstaunt, fast scheu im Kreise umherschauend. Diese Erscheinung verbreitete einen panischen Schrecken um sich her. „Jesus — die Hartwich! — Ach Gott, die vom Schlosse!“ und ähnliche Ausrufe der Furcht ertönten von allen Lippen. Die Kinder fuhren in die Höhe, — die, welche der Eintretenden zunächst saßen, drängten weiter zurück, die Großen rissen die Kleineren an sich, die Katholischen bekreuzigten sich sogar! Es war ein förmlicher Tumult, den nicht einmal die Stimme des Lehrers zu beruhigen vermochte.

Ernestine sah das Alles, ohne daß sich ein Zug in ihrem regelmäßigen Antlitz verändert hätte. Leonhardt näherte sich ihr ehrerbietig und wollte für die thörichten Kinder um Entschuldigung bitten, doch sie unterbrach ihn.

„Im Gegentheil,“ sagte sie leise, „ich habe mich zu entschuldigen, daß ich durch meinen entsetzlichen Anblick Ihre Schule störte. Ich wollte Ihr Wohnzimmer aufsuchen, um Ihnen die gewünschten Battisttücher zu bringen und da ich im Hause unbekannt bin, gerieth ich hier herein. Haben Sie nur die Güte, Herr Leonhardt, mir dieses Päckchen abzuneh-

men, dann werde ich Ihre Schüler von ihrer Angst befreien."

Der alte Mann reichte ihr die Hand, doch sie nahm sie nicht. — „Lassen Sie das — solch' eine Freundlichkeit, mir erwiesen, würde Sie um die Achtung der Kinder bringen."

„O, gnädiges Fräulein," bat Leonhardt mit Wärme, „rechnen Sie mir diesen Auftritt nicht an, der mich vielleicht mehr schmerzt, als Sie, denn Sie stehen zu hoch, als daß Sie diese Albernheiten berühren können, — ich aber schöpfe daraus die bittere Erkenntniß, wie vergeblich das Streben meines ganzen Lebens war!" Er hielt inne und ein müder trauriger Blick flog über die kleine, dicht zusammengedrängte Schaar.

Der kalte Ausdruck in Ernestinen's Zügen milderte sich bei diesen Worten und jetzt erst betrachtete sie den Greis, der so bescheiden und doch so würdevoll vor ihr stand. Seine entzündeten trüben Augen überzeugten sie sogleich, welcher Art die Tragödie sei, von deren Entwicklung jener Unbekannte gesprochen, und eine Regung des Mitleids ergriff sie.

„Wir werden uns später sprechen, Herr Leon-

hardt," flüsterte sie, damit die Kinder sie nicht verstehen konnten, — „jetzt lassen Sie mich fort."

„Möchte es Ihnen doch belieben, gnädiges Fräulein, ein wenig zu meiner Frau hinüber zu gehen," bat Leonhardt — „es würde ihr eine so große Freude sein. Sie ist in der gegenüber liegenden Stube."

„Das will ich wohl. Ich werde Sie drüben erwarten."

Sie wollte gehen, aber Leonhardt glaubte, da die Kinder nun ruhiger geworden, sich noch eine Rechtfertigung und ihr eine Genugthuung verschaffen zu können und rief die Vordersten an: „Ihr habt Euch recht blöde und albern vor dem gnädigen Fräulein gezeigt, macht es wieder gut und sagt ihr jetzt artig Lebewohl."

Die Angeredeten standen, ohne sich zu rühren. Der alte Mann schaute in peinlicher Verlegenheit im Zimmer umher: „will ihr Keines mir zu Liebe die Hand geben?"

„Ich!" ertönte Käthchens glockenreine Stimme, und die kleine Beherzte, die Ernestine nur gefürchtet hatte, weil die Andern es thaten, trat heran und streckte Ernestine ihr dickes Patschchen und das naschhafte Mäulchen hin. Ernestine beugte sich nieder,

küßte den kleinen schwellenden Mund und sah mit stiller Freude in die offenen, leuchtenden Augen des hübschen Kindes.

„Seht, Ihr Großen," sagte der Schulmeister, „das sechsjährige Mädchen beschämt Euch! Warum seid Ihr nur so furchtsam — Ihr seht doch Fräulein von Hartwich alle Tage?"

„Ja, aber nicht im Zimmer, nur unter freiem Himmel — da kann man davon laufen," meinte einer der Aelteren höchst scharfsinnig.

Ein trübes Lächeln verzog Ernestinens Lippen und sie verließ ohne ein Wort weiter das Schulzimmer.

Der Lehrer maß seine Schüler der Reihe nach mit einem strengen Blick. „Ihr habt Euch und mich heute mit Schande bedeckt, und ich sehe ein, daß Alles verloren ist, was ich in dieser Hinsicht zu Euch und Euren Eltern gesprochen habe. Ich gebe es auf, gegen Euren Aberglauben und Haß zu kämpfen, dazu bin ich ein zu schwacher, alter Mann. Ich rufe Euch nur noch einmal zu: Richtet nicht — auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! Euern Eltern aber könnt Ihr sagen, daß, wenn ich über kurz oder lang aus Eurer Mitte scheide, der heutige Vorfall mir das Scheiden recht erleichtern wird!"

Die Kinder schwiegen sehr betroffen, denn so unzufrieden hatten sie ihren Lehrer noch nie gesehen. Sie senkten ihre Köpfe tief über ihre Bücher und Hefte und wagten fast nicht mehr zu athmen, noch weniger ein Wort der Entschuldigung hervorzubringen. Der Unterricht nahm diesmal stiller, als je, seinen Verlauf, und als es zwei Uhr schlug, war es, als gingen die Kinder aus einem Trauerhaus, um eine Leiche zu geleiten, so trübselig und bedrückt schlichen sie sich davon. Kaum aber lag das Schulhaus hinter ihnen, da fiel der Bann von ihnen ab und nun ging es über das arme Käthchen her. „Pfui, Käthchen, hast Dich von der Hartwich küssen lassen! Jetzt mag Dich Niemand mehr!“

„Etsch, etsch — Käthchen hat einen schwarzen Mund, weil es die Hartwich geküßt hat!“

„Brr, Brr — Käthchen, Dir giebt Keiner mehr einen Kuß!“ —

„Na warte nur, was die Hartwich Dir angehext haben wird! Morgen werden wir's sehen!“

Solcher Redensarten mußte das arme Käthchen eine Fluth über sich ergehen lassen. Es machte sich aber nicht viel daraus, denn ihm war die Zufriedenheit des Lehrers das Höchste und es war stolz auf

seinen Muth, daß es nicht gefürchtet habe, was alle Andern scheuten.

„Wenn Ihr so garstig seid, gebe ich Euch auch die Heidelbeeren nicht, die ich Euch mitgebracht," drohte es und schlenkerte seine große Mappe sorglos hin und her. Dieser Trumpf verfehlte seine Wirkung nicht, denn die Heidelbeeren konnte man immerhin annehmen, die hatte ja die Hartwich nicht berührt und so genoß die Kleine die Genugthuung, den ganzen Schwarm wieder rasch um sich versammelt zu sehen. —

Als Leonhardt bei seiner Frau eintrat, fand er sie mit Ernestinen im freundlichsten Gespräch.

„Mein liebes, gnädiges Fräulein," begann er, „wie sehr schmerzt es mich, daß Sie, die gekommen, um mir wohlzuthun, in meinem Hause so beleidigt wurden. Es sind freilich nur Kinder, die Sie eigentlich nicht beleidigen können, aber —"

„Wie die Alten, so die Jungen, heißt es da" — unterbrach ihn Ernestine, „das wollten Sie sagen oder dachten es wenigstens. Nun beruhigen Sie sich, Herr Leonhardt. Ich bin daran gewöhnt, angefeindet oder verlacht zu werden, und dagegen abgestumpft. Seltsam nur ist es, daß ich gerade heute vor zwölf Jahren als Kind einen ähnlichen Vorfall erlebte und

zwar in der ersten und einzigen Gesellschaft, die ich je besucht. Von da her schreibt sich meine, wie ich eben wieder sah, berechtigte Menschenscheu. Ich passe nicht unter Menschen und am wenigsten unter das, was man hier zu Lande so nennt! Sagen Sie, Herr Leonhardt, war es Ihnen denn gar nicht möglich, dieses Volk etwas aufzuklären?"

„Offen gestanden — ich glaube, es wäre mir möglich gewesen, wenn mein Einfluß nicht immer wieder von den Herren Pfarrern aufgehoben worden wäre. Ich vermochte nicht als Lehrer, der neben dem Geistlichen ohnehin der Untergeordnete ist, — dem Aberglauben, der religiösen Unduldsamkeit, worin sie die Bauern bestärkten, das Gleichgewicht zu halten, denn den Bauern ist immer Der die höchste Autorität, dessen Gelehrsamkeit ihre Irrthümer unangefochten läßt. Ein Quacksalber, dessen Heilmethode sich auf Altweibermittel stützt, wird mehr Zutrauen bei ihnen finden, als ein rechter Arzt, dessen Verfahren all ihren diätetischen und medizinischen Vorurtheilen widerspricht. Ein Geistlicher, der ihrem Aberglauben, ihren Gehässigkeiten noch von religiöser Seite Nahrung und Berechtigung giebt, wird ihnen ein würdigerer, zuverlässigerer Seelsorger sein, als einer, der das Wort Gottes rein

und ächt lehrt! So kämpfte ich stets mit ungleichen Waffen, oft in Gefahr, das Opfer ihres Hasses zu werden und meine Stelle zu verlieren. In ruhigen Zeiten ging es noch, wenn nichts vorkam, was den Zwiespalt zwischen uns hervortreten ließ. Seit Sie aber hier sind, mein gnädiges Fräulein, ist der alte Streit wieder entbrannt und ich sehe auf's Neue ein, wie ohnmächtig ich bin."

„So bin ich nur gekommen, um Zwietracht in diesem friedlichen Orte zu säen," bemerkte Ernestine gedankenvoll vor sich hin starrend. „Ja, ja — es ist kein Glück mit mir, wo ich weile."

„O sagen Sie das nicht," rief die Schulmeisterin, Ernestinens Hand fassend, „ich meine nur — verzeihen Sie einer alten, einfältigen Frau, wenn sie sich erlaubt, Ihnen so etwas zu sagen, ich meine nur, ein Fräulein, schön und begabt wie Sie, sollte nicht hier und nicht so einsam leben. Ach Gott, mein Alter und ich sagten es oft zusammen — wie schade, daß solch ein herrliches Wesen sich lebendig begräbt! Glauben Sie uns, liebes Fräulein, dabei kommt nichts Gutes heraus. Ich kann mir nun einmal nicht helfen, es ist etwas Unnatürliches und das Natürliche ist doch immer das Beste!"

Ernestine schwieg und sah vor sich nieder.

„Ich muß hier noch hinzufügen," sprach Leonhardt schüchtern, „daß Sie gerade hier nicht an Ihrem Platze sind! Sahen Sie wohl je die Statue irgend eines berühmten Gelehrten, Künstlers u. s. w. inmitten eines Dorfes aufgepflanzt? Gewiß nicht, denn die Dorfjugend würde sie mit Schmutz bewerfen, kein Mensch würde ihre Bedeutung verstehen, sie würde eine Puppe sein, über die man lachte und welche man zum Spaß verstümmeln zu dürfen glaubte. Und Sie, mein Fräulein, setzen sich mit Ihrem feinen Gefühl, in der Fülle und Blüthe des Lebens, freiwillig dem Schicksal aus, das solch einer Statue zu Theil würde, wenn man ihr die undankbare Aufgabe übertrüge, diesem rohen Volke die Bedeutung einer großen Idee vor Augen zu führen? Nein, wahrlich, das können Sie an sich selbst nicht verantworten!"

Ernestine hing mit Interesse an den welken aber edlen Zügen des alten Mannes. Seine Sprechweise war so ganz anders, als sie von einem einfachen Dorfschullehrer erwartet hatte, daß sie höchst erstaunt war und es sie reizte, sich mit ihm zu messen.

„Ich verstehe Ihr Gleichniß, Herr Leonhardt, und ich fühle mich dadurch geehrt; aber verzeihen Sie

mir, wenn ich sage, daß die Thatsache, auf der es beruht, doch nicht ganz richtig ist, denn ich weiß fast kein Dorf, in welchem nicht Statuen entweder von Christus, der Madonna oder Heiligen aufgestellt sind und der rohste Bauer ehrt in ihnen die Idee, weil er sie versteht. Würde nun dieser vernachlässigten Klasse das Verständniß auch anderer nichtreligiöser Ideen eröffnet, so würde sie dieselben in ihren Trägern nicht minder ehren als jene!"

Frau Leonhardt ward bei dieser Wendung des Gesprächs ein wenig beklommen, denn wie ein braver Dienstbote nicht achtungswidrig über seine Herrschaft sprechen läßt, so fürchtete sie als treue Magd ihres Herrn und Heilandes die Art, mit der die Hartwich voraussichtlich von ihm reden würde und fand es für eine gute Christin nicht wohlanständig, solch ein Gespräch mit anzuhören. Doch ihr Gatte machte in bescheidener und tactvoller Weise ihrer Angst ein Ende. „Sie entschuldigen, mein gnädiges Fräulein, ich habe daran wohl gedacht, doch ist das, wie mir scheint, etwas Anderes. Das Volk ehrt in diesen Statuen nicht Ideen, sondern Personen und zwar die höchsten, heiligsten, die es kennt und die es giebt, die Personen seines Gottes und dessen Diener. Wie wir

uns auch wohl der Bilder von fern lebenden Verwandten freuen, die wir, ohne sie je gesehen zu haben, um ihrer Thaten willen lieben und verehren, so und noch tausendmal mehr freut sich das Volk eines Abbildes des ewig unsichtbaren und doch ewig ersehnten Allvaters! Diese Empfindung, mein gnädiges Fräulein, ist und bleibt meiner Ansicht nach himmelweit verschieden von den Gefühlen der Bewunderung, welche durch das Verständniß der großen Ideen dieser Welt in dem Volke erweckt werden könnten. — Noch aber sind wir nicht so weit, und wer weiß, ob wir je so weit mit denjenigen Klassen kommen sollen, welche für uns arbeiten müssen, damit wir für sie denken können, und welche zu ihrem Glücke nichts weiter bedürfen, als ihren Pflug und ihren Gott! Alles, was meiner Ansicht nach zu wünschen wäre, ist, daß dieser Gott in ihrer Vorstellung kein rächender, zorniger Herr Zebaoth, sondern der liebende, versöhnende Gott des Christenthums sei! — Um nun mein Gleichniß noch einmal auf Sie, gnädiges Fräulein, zurückzuführen, muß ich wiederholen, daß Ihr Platz nur da ist, wo man Ihre Ideen und Bestrebungen versteht und Sie auf das, Ihnen gebührende Piedestal stellt. Dann werden Sie erst glücklich sein

und sich eher mit Ihrem Schöpfer versöhnen, als in der Erbitterung über den, Sie hier umgebenden religiösen Starrsinn und Irrwahn. Dem Volke sind Sie eine Feindin, weil es Sie für eine Feindin dessen hält, was ihm das Heiligste ist — seines Glaubens. Wer in seinen Augen aus dem Verbande der christlichen Gemeinschaft schied, der ist ihm aus dem Verbande der Menschheit getreten, der hört ihm auf, ein Wesen von Fleisch und Blut zu sein. Und wenn es dann nicht alsobald das Strafgericht über einen solchen, seiner Meinung nach, schweren Missethäter hereinbrechen sieht, so betrachtet es ihn, als der göttlichen Macht entrückt, unter dem Schutze einer anderen: der des Teufels! Verzeihen Sie meine Offenheit — ich rede diesem kindischen Standpunkt, dieser falschen Auslegung von Gottes gütiger Langmuth nicht das Wort, ich halte es nur für meine Pflicht, Ihnen die unausfüllbare Kluft zwischen Ihnen und Ihrer Umgebung zu zeigen. Sie sind nicht nur dem katholischen, sondern auch dem evangelischen Geistlichen unseres Sprengels ein so großes Aergerniß, daß er, auf Grund Ihrer Schriften, schon durch das Consistorium Ihre Ausweisung bewirken wollte und, da ihm dies nicht gelang, beschloß, Sie um jeden Preis

durch fortgesetzte Anfeindung von hier fortzutreiben. Sein katholischer Amtsgenosse unterstützt ihn, wie Sie ja schon selbst erfuhren, darin auf das Eifrigste und ich möchte Sie gerne durch diese Warnung vor allen den Unannehmlichkeiten bewahren, die Ihnen hier leider noch drohen."

Er hielt inne und suchte, mit seinen blöden Augen in Ernestinens unbeweglichen Mienen zu lesen. Sie schwieg und sah unverwandt zu Boden, er faßte ehrerbietig eine ihrer Hände: „Liebes Fräulein, vergeben Sie mir, wenn ich Sie beleidigte und vielleicht über meine Grenzen ging. Ich bin ein schlichter, ungeschickter Mann, nicht geübt in den Formen der vornehmen Leute, unter Bauern alt geworden und gewöhnt, meine Ansichten ohne Ausschmückung herauszusagen. Ich halte Wahrheit für die erste Pflicht, aber es sollte mir leid thun, wenn die Ausübung dieser Pflicht Sie wider meinen Willen verletzt hätte!"

„Ach Gott — ja — ach Gott, ja!" bestätigte die gutmüthige Schulmeisterin in wahrer Sorge um den unerklärlichen Ausdruck auf Ernestinens Gesicht.

Da sprang diese plötzlich auf, schüttelte den alten Leuten die Hände und sprach ernst, aber herzlich:

„Ich danke Ihnen, Sie sind ein braver Mann, Herr Leonhardt!"

„O das gute Fräulein, das liebe Fräulein!“ rief die Schulmeisterin, eine Thräne der Rührung abwischend.

„Ich muß jetzt nach Hause,“ sagte Ernestine, den Hut auf ihre schwarzen Flechten drückend, „aber ich werde Sie wiedersehen. Leben Sie wohl!“

Als das alte Paar ihr das Geleit bis auf die Straße gegeben und der gedankenvoll Dahinschreitenden nachblickte, fiel es Beiden erst ein, daß sie mit keinem Wort Johannes' erwähnt hatte.

„Wie sonderbar!“ sagte der Schulmeister und holte die Gartenscheere, um den wuchernden Zaun vor der Thür ein wenig zu beschneiden. — —

Viertes Capitel.

Der Vormund.

Als Leuthold am Abend desselben Tages aus der Stadt zurück kam, hieß es, Ernestine könne ihn nicht mehr sprechen, sie fühle sich leidend und habe sich zu Bette gelegt. Er ging leise und behutsam in ihr Studirzimmer. Dort sah er nach, was und wie viel seine Mündel heute gearbeitet hatte. Zu seinem Staunen fand er nichts. Er schlich in das Laboratorium, auch dort lag Alles wie gestern, die Zeichen, die er vor dem Weggehen zwischen die Gegenstände gelegt hatte, waren unberührt. Was war das? Seit Jahren der erste Tag, an welchem Ernestine ganz müßig gewesen. Er suchte, lautlos wie eine Katze durch die Gänge schreitend, die Frau Willmers auf. Sie war eben im Begriff, nach Ernestinen's Gemächern zu gehen, um sich auch zur Ruhe zu begeben. Sie sah etwas

verschlafen aus und Leuthold faßte sie scharf in's Auge: „Womit hat sich das gnädige Fräulein heute beschäftigt?“

Frau Willmers gähnte — sie mußte sich erst ein wenig besinnen: „Das gnädige Fräulein waren den ganzen Tag sehr unwohl,“ antwortete sie beherzt.

„So, was fehlte ihr denn?“

„Ei, was ihr immer fehlt, nur einmal mehr, einmal weniger: Herzklopfen, Ohnmachten, Kopfschmerzen. Ist es denn ein Wunder bei der übermäßigen Anstrengung? — Sie konnte sich heute kaum aufrecht halten —“

„Niemand hier gewesen?“

„Keine Seele, wer sollte —?“

„Kein Brief gekommen?“

„Doch, zwei an den Herrn Professor und einer an das gnädige Fräulein, vom Schullehrer.“

„Was wollte der?“

„Er bat das Fräulein um Leinwandläppchen für seine kranken Augen. Sie hat sie ihm auch gebracht.“

„Sie selbst? Weßhalb das?“

„Sie hatte Langeweile, weil sie nichts arbeiten konnte, — und da wollte sie sich einmal die kranken

Augen des Herrn Leonhardt ansehen, — sie meinte, sie könne daran etwas lernen."

„Nun, so ist es gut. Wohl zu schlafen, Frau Willmers!"

„Wünsche eine ruhsame Nacht, Herr Professor!" sagte die kluge Frau und eilte zu Ernestinen, um ihr zu berichten, wie schlau sie ihre Sache geführt und wie sie bei allem Falschen noch immer etwas Richtiges gesagt und so doch der Wahrheit die Ehre gegeben habe.

Ernestine saß auf einem bequemen Lehnstuhl und starrte in die Lampe. Vor ihr lag aufgeschlagen ein Buch: Andersen's Märchen.

Sie konnte nicht lächeln über die Erzählung der Willmers. Es lag für sie etwas unbeschreiblich Bitteres darin. Zum ersten Male, seit sie mit ihrem Oheim zusammen lebte, fühlte sie, daß sie eine Gefangene sei, daß sie beobachtet werde und gehemmt sei wie eine solche! Sie mußte es geheim halten wie ein Verbrechen, daß sie einen großen, edlen Menschen kennen gelernt — sie mußte es mit einem wissenschaftlichen Interesse beschönigen, daß sie zu einem Leidenden, Hülfsbedürftigen gegangen war. Sie fühlte die Lüge als eine Entwürdigung und die Nothwendigkeit der-

selben als eine ihr plötzlich unerträgliche Fessel. Und das Alles erst seit heute. — Der eine Tag hatte das Bedürfniß der Selbstständigkeit in ihr geweckt und das war das größte Unglück, das ihrem ahnungslosen Oheim widerfahren konnte, aber nicht das einzige, das ihn heute erwartete. Als er auf sein Zimmer kam, fand er die von Frau Willmers angekündigten Briefe vor. Den ersten, den er in die Hand nahm, erbrach er sogleich, er war von seiner Tochter Gretchen und lautete:

„Mein lieber Vater!

„In acht Tagen feiere ich nun meinen fünfzehn-
„ten Geburtstag und nächsten Monat ist meine Lern-
„zeit um und ich soll als Lehrerin in dem Pensionat
„eintreten. Ich will noch einmal meine bittende
„Stimme zu Dir erheben und Dich anflehen: lieber
„Vater, nimm mich zu Dir! Ich will Dir ja nicht
„zur Last fallen, — aus meinen Zeugnissen wirst Du
„ersehen, daß ich Alles verstehe, womit ein junges
„Mädchen sein Brod erwerben kann. Tausendmal
„segne ich Dich dafür, mein geliebter Vater,
„daß Du mich zu einem nützlichen Gliede der
„menschlichen Gesellschaft erziehen ließest. Ich will
„als Dienerin bei meiner Cousine eintreten und für

„meinen Unterhalt bei ihr arbeiten, wenn ich nur bei „Dir sein kann! Ach, laß Dich doch endlich erwei„chen! Du erwiderst mir nur immer auf alle Bit„ten, ihr schlechtes Beispiel, ihr Unglaube und ver„härtetes Gemüth würden mich verderben. Das „wäre aber gewiß nicht der Fall, lieber Vater, — „ich bin, Dank meinen edlen Lehrerinnen, so fest im „Glauben und in allem Guten erzogen, daß dies e i n e „Beispiel mir nicht schaden kann, besonders wenn ich „sehe, wie mein armer Papa unter den schweren „Pflichten der Vormundschaft über solch unlenksames „Wesen leidet! Warum mußte auch der selige On„kel Hartwich Dir diese undankbare Aufgabe erthei„len! Aber, liebster Vater, sie würde Dir leichter „werden, wenn Du mich Dir dabei helfen ließest. „Ich würde gewiß nichts unversucht lassen, um ihr „Herz zu rühren und dem Guten wieder zuzuwenden, „und wenn sie noch so böse gegen mich wäre, — ich „würde sie durch Geduld und Demuth entwaffnen. „Und wenn mir auch das Alles nicht gelänge, Dir, „mein Vater, könnte ich doch etwas sein. Ach, wie „himmlisch wäre es, wenn wir Abends nach vollbrach„tem Tagewerk noch in Deinem Stübchen ganz uns „selbst leben dürften. Ich würde mich zu Deinen

„Füßen setzen, Dir vorplaudern und Dir meine Zeich-
„nungen und Malereien zeigen. Aus dem reichen
„Schatz Deiner Kenntnisse schöpfen und Dich aufhei-
„tern durch meinen unverwüstlichen eigenen Frohsinn.
„Und zuletzt würde ich meinen Kopf an Dein liebes,
„so viel verkanntes Vaterherz legen, das wohl Nie-
„mand so versteht wie Dein Kind, dem Du es so
„oft in seiner reichsten Liebesfülle gezeigt — da würde
„ich einschlummern selig, ruhig, wie in jenen schönen
„Tagen der Kindheit, als Du mich noch mit der
„Sorgfalt einer Mutter in Deinen treuen Armen
„wiegtest! — Ach Vater, Du bist mir ja Alles auf
„der Welt. Die Mutter, die mich so früh verließ,
„die Dich gegen einen andern, gegen einen Mann
„vertauschen konnte, der so tief unter Dir steht —
„die Mutter ist mir fremd, ich kann mir kaum ein
„Bild von ihr machen, geschweige denn ein schönes
„oder liebes! Du, Du bist mir Mutter, — Vater,
„— Alles! Du hast mich gepflegt und gewartet.
„An Deinem Bette stand meine Wiege, Dein Auge
„lächelte mich an, wenn ich erwachte, Dein Athem
„umfächelte mich, wenn ich schlief. Kein hartes Wort
„hast Du mir je gegeben, kein verweisender Blick hat
„mich je erschreckt, in immer gleicher Milde und Ge-

„duld haſt Du das wilde Kind belehrt, das Dir, dem „hohen, geiſtvollen Manne wohl manche Ungelegen„heiten bereitete mit ſeinen Albernheiten. Und end„lich haſt Du mich von Dir gelaſſen, damit ich zu „etwas Tüchtigem ausgebildet werde, da uns das „Schickſal zwingt, unſer Brod zu erwerben. Du haſt „mich von Dir gelaſſen, aber ich ſah es an Deinem „brechenden Blicke beim Abſchied, daß dies das „ſchwerſte Opfer war, das Du für mich brachteſt, „daß ich Dein ganzes Herz mit mir nahm. Vater, „Du thateſt es für mich, Du haſt mich ſeit faſt „ſieben Jahren entbehrt aus Liebe zu mir. Und ich „habe gelernt und gearbeitet, ſo ſehr ich konnte, um „bald, recht bald wieder bei Dir zu ſein, — und nun, „wo ich ſo weit wäre, daß ich Dir ein wenig, nur „ein ganz klein wenig vergelten könnte, was Du für „mich gethan, geſorgt und gelitten, nun willſt Du „mich nicht in die treuen Arme eilen laſſen aus „Furcht vor dem ohnmächtigen Einfluß Deiner Mün„del! Nein Vater, Du wirſt, Du mußt mich hören. „Die Thränen, welche die Schrift Deines letzten Brie„fes verwiſcht hatten, ſind mir heiß auf die Seele „gefallen. Es waren Thränen der Sehnſucht, die „Du Deinem Kinde geweint, leugne es nicht! Und

„nicht ruhen werde ich, bis Du Dein eigenes Herz
„erhört. — Ach Vaterchen, Du wirst eine Freude ha-
„ben, wenn ich komme: Ich bin größer und stärker,
„als unsere Lehr-Fräuleins. Sie sagen Alle, ich sei
„meinem Alter weit voraus, man könne mich für
„achtzehn Jahre halten. — Du mußt mir dann den
„Arm geben und mich spazieren führen. Ach, welch
„ein Gedanke — am Arme meines Vaters durch die
„Welt spazieren! Wird denn der Himmel so hoch
„sein, daß mein Stolz darunter Platz hat? Und
„Ernestine, die wird schon nicht so schlimm sein, wenn
„ich ihr tüchtig an die Hand gehe. Sie war doch
„als Kind nicht böse gegen mich, — ich kann mir gar
„nicht denken, daß sie so ausgeartet ist. Wie kann
„ein junges Gemüth unter den Händen eines so l-
„chen Pflegers schlecht werden?! Ich küsse im Geiste
„diese geliebten, guten Hände! O die Glückliche, —
„sie hat meinen Vater zum Erzieher! Soll ich ihr
„ein Glück gönnen, dessen sie sich so wenig würdig
„macht? Nein, ich gönne es ihr nicht! Ich neide
„ihr ja weder ihre Talente, noch ihren Reichthum —
„aber meinen Vater, den neide ich ihr, den darf ich
„ihr neiden! Ihr gehört Deine Zeit, Deine Sorge,
„ihr widmest Du Dich ganz, und Dein eignes Kind

„mußte ferne von Dir unter Fremden aufwachsen, „und gäbe gern Alles, was es besitzt, um einen ein„zigen Blick des Vaterauges!“ —

Leuthold konnte nicht weiter lesen. Wie ein Wurm zur Erde gekrümmt, brach er zusammen unter der Wucht der Anklagen, die dem schuldlosen Geschöpf unbewußt aus der Feder geflossen waren. Der Donnerkeil eines Gottes hätte kein vernichtenderes Strafgericht über ihn verhängen können, als die süße, gläubige, engelreine Liebe seines Kindes!

Er war auf die Knie gesunken und küßte den Brief wieder und immer wieder. Seine Thränen flossen unaufhaltsam. „Mein Kind, mein Kind!“ schrie er laut auf, und brennende, verzehrende Sehnsucht folterte ihn bis zum Wahnsinn. Bittere Reue überkam ihn in diesem Augenblick der Schwäche. Er hatte sein Gretchen, sein Bestes, — Theuerstes von sich verbannt. Warum? Weil er es zu sehr liebte, um es in den Ideen zu erziehen, die er seiner Münchel einprägte, weil er die Atmosphäre um Ernestine so mit falschen Lehren vergiftet hatte, daß er sein Kind sie nicht mit einathmen lassen wollte. Und wiederum, warum hatte er das gethan? Weil er Gretchen zu sehr liebte, um es arm und abhän-

gig zu wissen, weil er ihm das Erbe zurückerobern wollte, das schon sein war, um das er so unverhofft gekommen, und weil es hiezu nur ein Mittel gab: die Besitzerin dieses Vermögens für die Welt unmöglich zu machen, damit nichts ihre Person und ihr Eigenthum seiner Gewalt entriß.

Aber wenn er solch einen Brief bekam, aus dem die ganze Liebe, der ganze Schmerz des verbannten Mädchens über ihn hinströmte — da regte sich etwas in seiner Brust, das ihm die Frage aufdrängte, ob er seine Vaterliebe nicht besser bethätigen konnte? Ob er diesen Engel nicht entweihe, indem er ihn durch Verbrechen glücklich machen wolle? Ob die Seligkeit, ein solches Kind zu erziehen, nicht alle Reichthümer der Welt aufgewogen hätte? Und dann begann er zu rechnen und zu vergleichen, und es stimmte nie, die Jahre der Trennung von dieser Tochter waren nimmer und mit nichts zu decken. Es waren seltene Stunden, wo er, wie der Sünder vor seinem Richter, vor dem Blicke seines Kindes im Geiste die Augen niederschlug, aber sie kosteten ihn jedesmal ein Stück Leben.

Sein Scheitel war vollends kahl geworden, die Kraft seiner Seele gebrochen in den langen Jahren

voll Zwang und Heuchelei, voll Verbrechen und Furcht vor Entdeckung, er hoffte nichts mehr für sich — nur für Gretchen. — Und wenn er sich dennoch verrechnet hätte? Und wenn ein tückischer Zufall ihn noch im letzten Augenblick zum zweiten Mal um die Frucht dieser unermeßlichen Opfer brächte? — Der Pfad der Sünde hatte ihn bisher von seiner Tochter getrennt, — konnte derselbe ihn ihr wieder zuführen?

Kalter Thau bedeckte seine schmale hohe Stirn, als er seiner Gewohnheit gemäß mit der zitternden Hand darüber hinfuhr. Er war einer der erbärmlichsten, einer der Menschen, die nicht den Muth haben, ganz gut — oder ganz schlecht zu sein!

Der Nachtwind pfiff scharf durch das offene Fenster herein, das elende Geschöpf fing an zu frieren in seinem Angstschweiß. — Er erhob sich, hüllte sich in einen Shawl, schloß das Fenster und trat zum Tische, wo der zweite Brief noch unerbrochen lag. Er zeigte die Schriftzüge des Werkmeisters der Unkenheimer Fabrik. Leuthold legte ihn hin — er hatte nicht den Muth, ihn zu lesen. „Was wird er wieder zu berichten haben?“ jammerte er völlig verzagt.

Endlich ermannte er sich: „was sein muß — muß sein!“

Er entfaltete das grobe Papier und las, während Leichenbläſſe ſein Geſicht überzog:

„Unkenheim, den 22. Juli 18..

Hochgeehrter Herr Principal!

Sie hätten mir glauben ſollen, daß es mit der Waſſerleitung aus der elenden Quelle nichts war. Es ſind nun bald zwanzig Jahre, daß Sie mich in der Fabrik anſtellten und ich habe Ihnen, denke ich, bewieſen, daß ich meine Sachen verſtehe. Es iſt eben ein ſchlimmes Ding, ſo ein großes Unternehmen aus der Ferne zu leiten, das ſagt ich Ihnen auch, als Sie die Sache wieder an ſich brächten, aber Sie glaubten mir ja nie. Wenn das Geſchäft ruhig in ſeinem früheren Geleiſe fortgegangen wäre, hätten wir einen beſcheidenen, aber ſicheren Schnitt gemacht. Aber ſo ſollte ſich mit Teufels-Gewalt das Kapital auf hundert Procent verzinſen, weil Sie immer in der Angſt ſind, Ihre Mündel könnte einmal den Braten riechen und ihr Vermögen zurückverlangen oder gar heirathen und Sie könnten's mit einem halsſtarrigen Ehemann zu thun bekommen, der noch weniger Umſtände machen würde als Fräulein Erneſtine. Deshalb mußten von Anfang an ſo ungeheure Speculationen gemacht werden und Alles ſollte im Handumdrehen einſchlagen.

Ich sagte Ihnen gleich: wir haben keinen genügenden Abfluß für eine so großartige Anilinfabrikation. Da ruhten Sie nicht, bis der theure Abzugscanal angelegt wurde und bald genug zeigte sich's, daß er zu wenig Fall hatte und die Jauche drin stehen blieb. Nun meinten Sie, eine Wasserleitung solle den Unrath mit fortschwemmen. Wieder wurde Geld hinausgeworfen und wieder unnütz. Der dürre Sommer hat die Quelle vertrocknet, sie war immer spärlich — jetzt ist sie ganz ausgeblieben. Die ungeheuren, noch nicht bezahlten Vorräthe liegen da und können nicht verarbeitet werden, denn es erheben sich bereits wieder Stimmen von „Brunnenvergiftung" im Dorfe, der Abfluß fängt also abermals an durchzusickern. Der Bürgermeister droht mit dem Prozeß. Wenn das nöthige Wasser nicht bald herbeigeschafft wird, verklagt mich die Gemeinde und ich kann weder Sie noch mich vor der Entdeckung schützen. Es fällt den Leuten ohnehin auf, daß sich der italienische Herr, der damals die Comödie spielen und die Fabrik für Sie kaufen mußte, gar nicht mehr sehen läßt. Es wird so allerhand gemunkelt: es sei gar nicht der wahre Eigenthümer und Gott wisse, wer dahinter stecke. Wir haben also mehr denn je Vorsicht nöthig!

Es hilft nichts, Sie müssen in den sauern Apfel beißen und die Wasserleitung bis zum Walde verlängern, dort wissen wir sicher, was wir haben. Mit dem Nachgraben und Quellensuchen ist es nichts — es wird dabei im Kleinen mehr Geld verzettelt, als auf die andere Art im Großen. Ich weiß nicht, was Sie an Baarem vorräthig haben — reicht es nicht zu dieser letzten großen Ausgabe hin — dann sind Sie binnen weniger Wochen in Gant. Wahrlich ohne meine Schuld!

Ich habe auch kein Geld mehr für die Wochenlöhne und ich glaube, es wäre gerade im jetzigen Augenblick gut, wenn wir dieselben fortbezahlten, selbst so lange die Arbeit eingestellt ist, um die Leute bei Laune zu erhalten. Sie werden wieder ihren ganzen Zorn auf mich werfen, — ich sage Ihnen aber — ich lasse mir nichts mehr gefallen. Ich war ein unbescholtener Mann, bis Sie den Versucher spielten und mich zu Ihrem Mitschuldigen machten. Aber deshalb bin ich doch noch nicht zum Schuft an Ihnen, meinem Principal, geworden, wenn ich auch, Gott sei's geklagt, zum Schuft am Gesetz wurde. Es ist mit Ihnen wie mit dem Herrn Neuenstein, der machte auch nur Bankerott, weil er nicht auf mich hören

wollte, aber der war doch ein ehrlicher Mann — bezahlte auf Heller und Pfennig und hatte Niemandes Auge zu scheuen. Wenn Sie zu Grunde gehen, so ziehen Sie Ihre Mündel, mit deren Geld Sie wirthschaften, auch in's Verderben, und mich armen Teufel mit! Es heißt nicht umsonst: Unrecht Gut gedeiht nicht! Gott erbarme sich!

Es grüßt Sie achtungsvoll Clemens Prücker,
Werkmeister."

Das war zu viel auf einmal: — „Mein Kind, mein Kind — ich habe umsonst für Dich gesündigt, gefälscht, unterschlagen! Wird der Himmel hoch genug sein für Deinen Stolz auf solch einen Vater?" stöhnte er und wieder fiel er in sich zusammen — der Kopf sank auf die Stuhllehne zurück, das Bewußtsein verließ ihn.

Der Tag graute, als er die Augen aufschlug, der widerliche Geruch ausgebrannter Kerzen erfüllte die Luft. Seine Glieder waren steif und wie verrenkt von der unbequemen Lage, der Frost schüttelte ihn. Er sah sich um und dehnte sich. Dann versuchte er zu gehen, Hände und Füße waren ihm eingeschlafen, er schwankte wie ein Träumender im Zimmer umher. Endlich fiel sein Blick auf die Briefe.

Er nahm sie auf und ging damit zum Schreibtisch. Er legte sie in ein verborgenes Fach, dann holte er eine Kassette hervor und prüfte ihren Inhalt. Sie enthielt Staatspapiere und einige Rollen baaren Geldes.

Die Sonne schien bereits hell zum Fenster herein, als der bleiche Mann noch saß und zählte und rechnete. Endlich steckte er den ganzen Inhalt der Kasse in eine lederne Reisetasche und zog die Glocke. Ein Diener erschien. Leuthold befahl ihm, anspannen zu lassen und zu packen, was an Kleidern für eine Reise von einigen Tagen nöthig sei.

Als er hörte, seine Nichte sei wach, begab er sich zu ihr: „Guten Morgen, Ernestine!“ sagte er, „wie geht es Dir?“

„Das möchte ich eher Dich fragen, Oheim!“ erwiderte sie — „Du siehst ja aus, als wärst Du eben dem Grabe entstiegen?“

„O es hat nichts zu sagen. Ich habe lange gewacht. Der Werkmeister von Unkenheim bat mich im Namen meines italienischen Freundes, doch schnell nach der Fabrik zu sehen, wo Alles schief geht. Ich halte es für meine Pflicht, mich um die Sache zu kümmern, da ich von früher noch mit den Verhältnissen dort bekannt bin und ihm leider zu dem Kaufe gerathen habe.“

„So willst Du hinreisen?“ fragte Ernestine mit einer geheimen Freude, über die sie sich nicht Rechenschaft gab.

„Ja, ich muß Dich auf einige Tage verlassen, so schwer es mir fällt. Versprich mir aber noch, bevor ich gehe, daß Du den bewußten Abschnitt fertig machst, bis ich zurückkomme. Laß Dich durch nichts abhalten. Wenn Du Dich auch unwohl fühlst, Du weißt ja, das hat bei Dir nichts zu sagen — mit Willenskraft überwindet man jede Schwäche. Im Nothfall nimm Chinin. Nun — darf ich mich freuen? Darf ich hoffen, das Kapitel fertig zu finden?“

„Ja, Oheim — ich verspreche es Dir und es wäre wohl das erste Mal, daß ich mein Wort nicht hielte.“

„Nun so leb' wohl, mein Kind! Ich muß eilen, daß ich rechtzeitig zur Station komme. Laß Dich durch nichts stören, hörst Du? Durch nichts!“

Er eilte von dannen und suchte noch die Willmers auf. „Frau Willmers,“ raunte er ihr zu: „Ich verlasse mich darauf, daß Sie jeden etwaigen Besuch von dem Fräulein ferne halten — sei es, wer es wolle. Entdecke ich bei meiner Rückkehr die geringste Ueberschreitung meines Befehls, so sind Sie entlassen.

Wann ich wieder komme, kann ich Ihnen nicht sagen. Handeln Sie immer so, daß Sie keine Ueberraschung von mir zu fürchten haben, denn ich kann jede Stunde unverhofft vor Ihnen stehen."

„Verlassen Sie sich nur ganz auf mich, Herr Professor," versicherte Frau Willmers und Leuthold warf sich in den Wagen.

„Nun denkt der schlaue Patron: das heilige Grab sei wohl verwahrt, — und er könne ein zwei und zwanzigjähriges Mädchenherz unter Schloß und Riegel legen! Wie dumm doch oft die klugen Leute sind!" So meinte Frau Willmers in ihrem schlichten Sinn.

Fünftes Capitel.

Verschämte Geistesarme.

„Dein neuer Frack ist vom Schneider gekommen.“ Mit diesen Worten empfing die Professorin Herbert den eintretenden Gatten.

„So, wo ist er?“ fragte dieser mürrisch.

„Im Schlafzimmer auf dem Bett.“

„Auf dem Bett?“ fuhr der Gatte sie an: „Daß er gleich voll Federn wird? Wie ungeschickt!“

Die Frau schlug die Augen nieder und schwieg. Herbert eilte in das bezeichnete Gemach, um das gefährdete Gut zu retten. —

Das Wohnzimmer des Professor Herbert war klein und ziemlich nieder, doch trug es auf den ersten Blick einen Anstrich von Eleganz. Sopha und Stühle waren mit feinem Wollstoff bezogen — die Gardinen reich gestickt, ein festgeschlossener großer Spiegelschrank

schien das Silber zu verwahren und auf dem Tisch war eine weiße Marmorplatte. Bei näherer Untersuchung fand es sich indessen, daß die schönen Möbel mit Seegras gepolstert, die Gardinen schadhaft und die Löcher darin nicht geflickt, sondern mit Kleister zugeklebt waren, daß der sogenannte Silberschrank nichts barg als werthloses Hausgeräth nebst den Resten der Mahlzeiten, welche die sorgsame Hausfrau vor dem hungrigen Dienstmädchen wegschließen mußte und daß die Marmorplatte auf dem Tisch lackirtes Holz war. Selbst der Lehnstuhl am Fenster, in welchem die offenbar kränkliche Frau saß, war so hart wie eine Steinbank. Das Einzige, was wirklichen und zwar bedeutenden Werth hatte, war eine Sammlung jener bekannten alt-englischen Kupferstiche, Scenen aus Shakespeare's Dramen und der römischen Geschichte darstellend, welche die Wände des Zimmers bedeckten. Diese alten Bilder waren eine Liebhaberei des Professors Herbert, und er gehörte zu den Männern, bei denen es sich von selbst versteht, daß die Bedürfnisse der Frau und des Hauses ihren Liebhabereien zurückstehen müssen.

Die Professorin Herbert war eine jener unglücklichen Frauen, die im Gefühl der Last, welche sie ihrem

Gatten sind, Alles, auch das Ungerechteste ertragen zu müssen glauben, die sich verpflichtet halten, ihren Eheherrn beim Aufstehen und Schlafengehen um Verzeihung für ihr mißliebiges Dasein zu bitten. Wer diese stille Frau mit dem fest verbundenen Gesicht, auf dem jedes Leiden seine Furchen eingegraben hatte, am Fenster sitzen und ihrem Manne die strohgelben Glacés flicken sah, in denen er am Abend zuvor den galanten Salonästhetiker spielte, während sie daheim in Schmerzen lag, — dem trat das ganze Bild weiblichen Elends an der Seite eines kalten Egoisten vor Augen.

„Der arme Professor Herbert," sagte die Gesellschaft, „welch ein Unglück für einen Mann, eine so kranke Frau zu haben!"

Wer tiefer in diese Ehe geblickt, der hätte sagen müssen: „Welch ein Unglück für eine kranke Frau, einen solchen Mann zu haben!"

Die Beklagenswerthe selbst dachte indessen nicht so, sie wäre am liebsten gestorben, nicht nur um von ihren Schmerzen erlöst zu werden, sondern um ihren Mann von ihrem Anblick zu befreien. In ihrem innersten Herzen verachtete sie seinen Egoismus, seine Gefühllosigkeit. Sie wußte wohl, daß ein edlerer

Mensch Nachsicht und Geduld mit ihr gehabt hätte, da sie doch den schwersten Theil zu tragen hatte — aber sie war zu sehr in der Furcht vor ihm, um solchen Gedanken Ausdruck zu geben. Ein Schmerz, der beständig nagt und den Körper untergräbt, lähmt auch allmälig jede Seelenkraft und so war hoffnungsloses Dulden noch die einzige Stärke der unglücklichen Frau.

Professor Herbert trat in seinem neuen Frack wieder ein und betrachtete sich vor dem großen Spiegel.

„Er sitzt gut, nicht wahr?“ fragte er.

„Sehr gut! Er ist aber auch sehr theuer.“

„Ist die Rechnung dabei?“

„Hier ist sie!“

„O, es ist nicht so schlimm, Hecht ist auch der eleganteste Schneider der Stadt.“

Ein bitterer Zug spielte um den Mund der Professorin und sie konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Wenn ich denke, daß Du mir neulich den so nothwendigen Shawl weigertest, der die Hälfte kostete und —“

„Deine Toiletten wandern in die Apotheke, meine Gute,“ versetzte Herbert giftig.

„Meine Toiletten!“ wiederholte die Frau, „wenn Du je mit mir ausgehen müßtest, Du würdest Dich meiner schämen, so dürftig ist meine Kleidung.“

„Von einer kränklichen Frau, deren Pflege den Gatten Summen kostet, fordert Niemand großen Luxus!“

Frau Herbert sah ihren Mann mit einem einzigen, unbeschreiblichen Blicke an — aber sie schwieg. Eine Minute lang bog sie den müden Kopf an die harte, steife Stuhllehne zurück, sie hielt jedoch die schlechte Lage nicht aus und nahm dann ihre Arbeit wieder auf. Auch dabei kam ihr eine schmerzliche Erinnerung, wie der Arzt ihr dringend einen bequemeren Sessel angerathen hatte, um in aufrechter Stellung schlummern zu können, wie aber auch dies kleine Opfer gleich allen andern verweigert worden war! —

Da ging die Thür auf und herein flog, flatterte, rauschte ein Wesen: halb Kind, halb alte Jungfer, halb Schmetterling, halb Fledermaus. Um ihr Haupt wogte wild eine Fülle mattblonder Locken. Eine breite Stumpfnase gab ihrem Gesicht etwas Naives, Jugendliches, was der lüsterne verschmitzte Ausdruck ihrer enggeschlitzten Augen und ihrer farblosen eingefallenen Wangen Lügen strafte. Ebenso glichen ihre kurzen, weit auseinanderstehenden Zähnchen denen eines achtjährigen Kindes, welches eben erst geschichtet hat, während die Falten um die schmalen, aber stets weit geöffneten Lippen auf ein Alter von einigen dreißig

Jahren hinwiesen. Das Körperchen, auf welchem der seltsame Kopf mit der ungeheuern Lockenmähne saß, war zart und schmächtig, wie das eines halbwüchsigen Mädchens, die Hände klein, aber runzlich, wie die einer Greisin. Ihr Anzug bestand in leichten, fliegenden Gewändern, — von ihrem runden Strohhut wallten hellbraune lange Bänder hernieder. Gang, Sprache, Haltung waren leicht, schäkernd sylphenhaft! Es ergab sich auf den ersten Blick, daß sich dieses Wesen hochpoetisch, hochbegabt, reizumflossen fühlte und daß, wenn es auch in Wirklichkeit einige Dreißig alt war, es doch nur sechszehn Jahre sein wollte! — Solch ein Geschöpf ist nur denkbar mit einer Noten- oder Zeichenmappe in der Hand und einem mystischen Naturgesetz zufolge fehlte ihr dieselbe auch nicht. — „Brüderchen!“ rief sie auf Herbert zugaukelnd, „wie schön Du bist in dem neuen Fräckchen! Ei, ei! Ziehst Du's heute Abend in's Kränzchen an zu Möllner's? Ja?“ Sie legte trällernd ihre Mappe, Hut und Handschuhe ab. „Jufallera, jufallera! Ach ich bin heute so vergnügt, ich möchte nur singen, gar nicht mehr sprechen.“ Dann stimmte sie den Refrain des reizenden Taubert'schen Liedes an: „Weiß nicht, weiß nicht — ich muß nun einmal singen!“ Da fiel

ihr ein, daß sie die Gattin ihres Bruders noch nicht begrüßt hatte. „O, liebe Ulrike, verzeih', daß ich Dich nicht gefragt, wie es Dir geht! Noch nicht besser? O! Ach, Deine Elsa ist heute wieder so mächtig erregt — es ist mir so — ich weiß nicht! Es fluthet und wogt in meinem Busen, so — so maienhaft! Ich muß schnell an die Arbeit — heute — ich fühl's — in dieser Stimmung werd' ich etwas schaffen!"

Und mit diesen Worten wollte sie zu den seligeren Gefilden ihres eigenen Zimmers entschweben, als Herbert, der mittlerweile seinen Frack gegen ein weißes Sommerröckchen vertauscht hatte, sie zurückrief: „So bleib' doch, und laß ein vernünftiges Wort mit Dir reden."

Sie blieb stehen.

„Was willst Du denn eigentlich schaffen? Man kann Dich ja nie Dir selbst überlassen."

Sie hüpfte zu dem Bruder und legte neckisch den Finger auf den Mund, ihm mit Schelmerei in die Augen schauend: „Brüderchen, ich werde Dich überraschen! Ich habe eine Idee!"

„Sei so gut und laß die Albernheiten, Du wirst wohl nicht mit Deinem eigenen Bruder kokettiren wollen. Sag' mir, welche Idee Du hast, es wäre die erste brauchbare, die in Deinem Kopfe entstanden!"

„O Du ungalanter Bruder, Du!“ schmollte die lieblich Erzürnte, „Deinem Schwesterchen so weh zu thun! Doch wenn Du befiehlst, so will ich gehorchen und Dich in das stille Walten einer Dichter- und Malerseele blicken lassen. Ist doch Gehorsam die süße Pflicht, in der sich jedes Mädchen üben muß, damit es dereinst einen Gatten glücklich machen kann.“

„Nun also zur Sache!“ rief Herbert ungeduldig.

Elsa schlug verschämt die Augen nieder und stammelte in reizender Künstlerschüchternheit erröthend: „Professor Möllner sagte neulich scherzhaft zu mir, als ich ihn fragte, welche Schriftstellerin ihm die liebste sei: „‚Diejenige, welche das beste Kochbuch schreibe!‘“ So will ich denn dem bösen Schäker zeigen, daß ich auch das kann. — O, er wird staunen, wie es der Fülle von Poesie in meinem Herzen gelang, selbst das zu verklären, zu verschönen, was an sich so prosaisch ist. Das ist es ja, was er unter wahrer Weiblichkeit versteht, die Fähigkeit, auch das Alltägliche poetisch aufzufassen und zu gestalten. Ich werde also ein Kochbuch in Versen und mit Illustrationen herausgeben, und das Werk „Die deutsche Frau am häuslichen Heerde“ nennen. Denkt nur, welch' reizende Initialen und Arabesken da anzubringen sind! Ich werde zeigen, daß

man ein Büschel Petersilie ebenso anmuthig arrangiren kann, wie Rosen oder Veilchen. Ist solch eine grüne frische Randverzierung nicht immer hübsch anzusehen, sei es Epheu oder Petersilie, Myrthe oder Sauerampfer! und wenn eine wärmere Farbe darin fehlt, — so lasse ich ein paar rosige Radieschen verstohlen zwischen den Blättern durchschimmern und habe ein so reizendes Frühlingsbild geschaffen, wie nur irgend eine unserer berühmten Malerinnen. Ist denn ein Küchengewächs nicht auch ein Gewächs Gottes? Nicht auch schön, wie Alles, was er schuf? Und welche Abwechslung läßt sich in diesem Werke anbringen. Zum Beispiel das Capitel der Zubereitung von Seefischen werde ich mit einem eigenen Titelblatte eröffnen in der Art, wie die Kupfertafeln in Schleidens „Wunder des Meeres.“ Unter einer klaren Wasserfläche spielen in buntem Gemisch alle die Fische, von denen das Capitel spricht. Korallenriffe winden sich zwischen durch und von der untergehenden Sonne rosig angehaucht wiegen sich Wasserlilien auf dem ruhigen Meeresspiegel! — Jeder Abschnitt wird ein derartiges Titelbild bekommen, welches das zuzubereitende Thier lebendig und in seinem Elemente zeigt, das Wild im Walde vor der jagenden Meute fliehend, die Taube mit dem Del-

zweig über der Arche schwebend, das zahme Geflügel im niederländischen Genre in seinem heimischen Hühnerhofe. Obst und Gemüse muß als Stilleben arabeskenhaft behandelt und zu Randverzierungen der einzelnen Recepte verwendet werden. Zum Schluß ein Bild, wo die Familie fröhlich um den gedeckten Tisch versammelt ist. Oben drüber in gothischen Buchstaben der schöne Spruch: „‚Komm Herr Jesus, sei unser Gast!'" Jesus ist auch dieser Einladung gefolgt und sitzt in Strahlenglorie oben am Tisch, umgeben von den Kindern des Hauses. Ihm gegenüber das glückliche Ehepaar, sich gegenseitig die Bissen in den Mund steckend. Engel kredenzen ihnen die Speisen, die Engel der Eintracht, des Friedens und der Genügsamkeit. Die Gattin sitzt mit dem Rücken gegen den Beschauer, der Gatte jedoch — und das ist die Hauptpointe — der Gatte wird ein Portrait!"

Sie hielt inne, hingerissen von der Schilderung ihrer poetischen Schöpfung und der Aussicht auf den großen Erfolg, der dem Werke nicht fehlen konnte.

„Nun, wen soll denn das Portrait vorstellen, wohl mich?" fragte Herbert spöttisch.

„Dich? O nein! Schelm — erräthst Du's

nicht? Ach Gott, sieh mich nicht so scharf an, — Du weißt ja doch, wen ich meine!“

„Möllner?“ sagte der Bruder.

„Nun freilich. Gott, wenn ich mir das Lächeln denke, das um den stolzen, schwellenden Mund spielen wird, wenn er sein Portrait von meiner Hand gezeichnet sieht, wenn er sieht, wie überall, in Allem, was ich denke und schaffe, sein Bild mir gegenwärtig ist! O es wird, es muß ihn rühren!“

„Ja, es wird ihn ungemein rühren,“ bemerkte Herbert, „und es wird eine reizende Scene geben, wenn er das Werk seiner Geliebten, der Hartwich, zum Geschenk bringt, damit sie das Kochen daraus lernt! Vergiß nur nicht, ein Recept zu Froschkeulen beizufügen, damit sie ihm immer die Frösche braten kann, die sie mit einander bei ihren physiologischen Versuchen gebrauchen.“

„O Edmund,“ klagte Elsa etwas erschrocken und enttäuscht, „es fließt heute wieder wie Wermuth von Deinen Lippen. Geh', diese ätzende Schärfe zerstört alle Blüthen meiner Phantasie. Deshalb vermeide ich Dich immer, wenn ich eine Arbeit beginnen will. Was hast Du nur für Freude daran, mich aus meinen Himmeln zu reißen? Ist das recht? Laß eine

Seele ihre Heimath suchen, die nicht auf dieser Erde heimisch ist!“

Und sie schlug die Aeuglein zur Decke auf und legte die runzlige Hand auf ihr flaches Brüstchen: „Ich bin eine kleine, bescheidene Seele! Meine Hoffnung, mein kindliches Vertrauen ist mein ganzer Reichthum, bitte, bitte, süß' Brüderchen, laß ihn mir, so lange kein Anderer ihn mir raubt.“

„Aber Du wirst Dich doch endlich überzeugen müssen, daß Du mit Deinen Hoffnungen geprellt bist, und deshalb will ich Dich wenigstens warnen, damit Du nicht durch vorzeitige Kundgebungen Deiner Gefühle Dich und mich mit Dir lächerlich machst. Ich weiß aus bester Quelle, daß Möllner draußen in Hochstetten war, um die Hartwich zu besuchen, und daß er zwei Stunden bei ihr blieb. Reime das mit seinem Enthusiasmus in der Sitzung zusammen und mach' Dir einen Vers daraus.“

Elsa schlug die Augen nieder und dachte ein Weilchen nach, dann aber athmete sie tief auf und schüttelte die wallende Mähne: „Nein, es ist nicht, es kann nicht sein! Dieses Mannweib gewinnt vielleicht das Interesse, aber nimmer das Herz unseres Freundes. Nein, nein, Elsa fürchtet nicht, daß Lohengrin

sich zur Ortrud verirre. Und nun an die Arbeit, daß bald der Tag komme, wo er fragen wird: „Elsa, wessen Antlitz trägt denn die Gattin, die auf dem Bilde neben mir am Tische sitzt?“ Dann werde ich den Kopf zur Seite wenden und sagen: „Das müssen Sie wissen!“ — Brüderchen, Schwesterchen, o, er wird meinen Kopf zu sich umwenden und sprechen: „So soll sie aussehen!“ Laßt mich — laßt mich — es wogt mir wie Frühlingsathem aus meinem Zimmer entgegen. Ja, ja, ich fühle es, die Musen erwarten mich dort!“ Mit diesen Worten flog, flatterte, rauschte sie in ihr Atelier.

Frau Herbert sah ihr mit einem traurigen, fast mitleidigen Blick nach: „Nun sage mir nur Edmund, kannst Du wirklich einen Moment lang geglaubt haben, ein Mann wie Möllner werde dies Mädchen heirathen?“

„Warum nicht, es ist schon manche ungleichere Partie gemacht worden, — es kommt nur darauf an, daß man es richtig einzufädeln versteht. Hätte die arme Elsa eine so geschickte Mutter, wie die Deine war, so läge die Sache nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Allein das arme Ding hat Niemanden als mich, der ihr beisteht, und wir Männer sind im Kuppeln ungeschickter, als die dümmste Frau!“

Frau Herbert hatte bei dem Ausfall auf ihre Mutter und sie selbst schmerzlich vor sich hingeblickt, sie fand es unter ihrer Würde, auf eine so niedrige Bosheit zu antworten. Sie sagte nur ganz gelassen: „Es freut mich, Edmund, daß es doch ein Geschöpf in der Welt giebt, für welches Du Nachsicht, ja sogar ein blindes Wohlwollen hast. Nun, sie ist Deine Schwester! Ich habe das arme Wesen gewiß auch lieb, aber ich glaube nicht, daß es irgend einer List gelingen werde, in Möllner eine Neigung für sie zu erwecken!“

„Du hast sie von jeher mit gehässigen Augen betrachtet,“ fuhr Herbert auf, „man sollte meinen, sie sei ein Monstrum. Sie ist nicht mehr ganz jung, aber sie hat doch etwas sehr Jugendliches. Sie ist kein großes Talent, aber eine ächte Künstlernatur. Sie ist nicht hübsch, aber gerade ein Schwärmer, wie Möllner, sieht mehr auf innere, als auf äußere Vorzüge und ihre wahrhaft schöne Seele kann ihm nicht verborgen geblieben sein. Ist es nicht auffallend, wie er sie in Gesellschaft auszeichnet? Führt er sie nicht immer zu Tisch, wenn sie keinen Herrn hat, was meistens der Fall ist? Wenn sie Alle meiden, setzt sich nicht Möllner zu ihr? Das thut ein so ge-

wissenhafter Pedant wie Möllner nicht ohne Absicht, und hätte sie keinen anderen Reiz für ihn, als ihre so naiv zur Schau getragene Bewunderung, so wäre das schon ein Band, ihn zu fesseln, denn er ist eitel, wie jeder Mensch, und muß daher an einer so fanatischen Vergötterung Gefallen finden! Wäre diese verwünschte Hartwich nicht dazwischen getreten, wer weiß, wie weit wir es mit ihm gebracht hätten! Aber sie soll es mir büßen, das sei ihr hiermit gelobt!"

„Du wirfst Deinen Groll wieder auf eine ganz Unschuldige. Was kann denn dies fremde Mädchen dafür, daß Möllner sich für ihre geniale Kraft mehr interessirt, als für den sentimentalen Dilettantismus, dies ewige Wollen und Nichtkönnen unserer Elsa? Ich habe von jeher seine Freundlichkeiten für diese nur als eine Handlung der Menschlichkeit aufgefaßt. Sie ist eine lächerliche Persönlichkeit in der Gesellschaft, das weißt Du wohl, — ein Mann von Möllner's gutmüthigem und ritterlichem Charakter duldet es nicht, daß man ein unschuldiges, harmloses Mädchen verhöhne, — deshalb warf er sich zu ihrem Beschützer auf und suchte, großmüthig, wie er ist, die Lieblosigkeit der Anderen bei ihr wieder gut zu machen.

Auch ahnt er sicher nicht, daß Elsa's Eitelkeit noch so hochstrebende Plane an diesen Act des Mitleids knüpft, sonst würde er sich nie verzeihen —"

„Genug, genug!" unterbrach sie Herbert wüthend. „Wie Du nur mit Deinem Gesichtsschmerz so viel reden kannst! Ich begreife, daß Dir Elsa zuwider ist, weil ich sie gebildet habe, aber ich begreife nicht, wie Du Dich auf Deinem Sorgenstuhle in diesen Möllner verlieben konntest! — Wahrlich, hoffte ich nicht, diese Schwester bei ihm anzubringen, ich hätte dem hochmüthigen, eingebildeten Burschen längst die Zähne gezeigt, denn ich hasse ihn eben so sehr, als ihr Weiber, alte und junge, ihn vergöttert!"

Frau Herbert streifte den zischenden, schäumenden Sprecher nur mit einem ruhigen, überlegenen Blick — das Wort, das ihr auf der Zunge schwebte, schluckte sie hinunter, denn sie besaß ja die, bei Frauen so seltene Kunst, zu rechter Zeit zu schweigen, und so nahm sie stumm ihre Arbeit wieder zur Hand. —

Einige Minuten wartete Herbert auf eine Antwort, die ihm Gelegenheit gäbe, seinen Grimm noch weiter auszulassen, als jedoch keine erfolgte, wandte er sich seinem Arbeitszimmer zu.

Da klopfte es an die Thür und herein trat der

Postbote mit einem dicken, viereckigen Packet in der Hand. Herbert erblaßte bei diesem Anblick, auch seine Frau sah kummervoll danach hin.

„Dein Manuscript?“ frug sie.

„Mein Manuscript!“ sprach er und schrieb mit zitternder Hand seinen Namen in das Postbuch.

„Kostet einen Gulden vier und zwanzig Kreuzer,“ sagte der Briefträger trocken.

„Auch noch?“ knirschte Herbert und zählte das Geld mühsam in Groschen und Kreuzern zusammen. Als der Mann das Zimmer verlassen, schnitt Herbert hastig die Schnüre auf und ein Briefchen kam zum Vorschein, welches er schnell überflog und wie zerschmettert seiner Gattin reichte. Der Brief trug den Stempel: „Direktion des Hoftheaters zu X.“ und lautete:

„An Herrn Professor Herbert in N.....

„Mit größtem Bedauern muß ich Ew. Wohlge„boren Ihr Trauerspiel „Penthesilea“ zurücksenden, „indem dasselbe zu große scenische Schwierigkeiten „bietet, um auf der Bühne dargestellt werden zu kön„nen. Der von Ew. Wohlgeboren mir anempfohle„nen Verschwiegenheit dürfen Sie versichert sein.

Hochachtungsvoll W.....“

Frau Herbert blickte schwer seufzend den Gatten an, der bleich und zitternd neben ihr stand.

„Das war nun noch die letzte Hoffnung!“ sprach er und zerknitterte den Brief. „Allen anderen Intendanten und Directoren vergab ich es, daß sie mir das Stück zurückschickten, — denn sie Alle sind nicht fähig, den Werth eines *solchen* Werkes zu begreifen. Von einem Menschen wie W..... aber kann man Verständniß für wahre Kunst fordern, weigert er mir die Aufführung, so ist es *Neid*. Aber er soll sich mit diesen Zeilen das Todesurtheil geschrieben haben!“ Er hob wie zum Schwur das zerdrückte Blatt in die Höhe: „Jetzt erkläre ich dem deutschen Bühnenwesen und seinen Lenkern den Krieg. Wer nichts zu hoffen hat, hat nichts zu fürchten. Ich habe sechs Tragödien für den Papierkorb geschaffen, — ich schreibe nun *keine* mehr; ich schreibe nun nur noch Kritiken und kann mir endlich den Genuß der Rache gönnen! Die *Kritik* ist die allliebende Mutter, die jedem Mißvergnügten, Verkannten ein Feld für seine Fähigkeit eröffnet. In ihre Arme werfe ich mich von nun an. Unser Publikum ist entartet; ich gebe es auf, für eine Masse zu dichten, die schaarenweis der Posse zuströmt, bei den faden Späßen eines moder-

nen Luſtſpielhelden jubelt und in einem, von Weiber=hand gekneteten Rührſtück Thränen vergießt. In dieſer Zeit wären Shakeſpeare's, Schiller's und Goe=the's Werke als „Kathederpoeſie“ verworfen worden, hätten nicht vergangene Decennien ihnen den Stem=pel der Klaſſicität aufgedrückt! Dieſe verkommene Ge=neration muß wieder herangebildet werden durch die Preſſe. — Sie ſprechen ihr Hohn und klimpern mit ihren vollen Taſchen, dieſe Kaſſenhelden, die das Pu=blikum demoraliſiren, aber ich will ſie geißeln, daß ſie mich nur noch den Attila der deutſchen Bühne nennen ſollen!“

Er hielt inne, denn der Athem war ihm bei ſei=ner Philippika ausgegangen, und er begann ſein Ma=nuſkript noch einmal durchzuleſen, indem er ſich be=ruhigend murmelte: „Das gehört der Zukunft!“ —

Frau Herbert hatte ihn austoben laſſen, wie es ihre Art war, endlich aber hielt ſie es doch für eine Pflicht der Wahrheit, wenigſtens in etwas den Hoch=muth des gereizten Mannes zu dämpfen. „Es iſt ein trauriges Amt,“ begann ſie, „den literariſchen Scharf=richter zu machen, ich möchte es nicht verwalten! Man thut Niemanden etwas Gutes dabei. Man zer=ſtört manch hoffnungsvolles Talent im Keim, ladet

den Fluch zahlreicher Seelen auf sich, die ehrlich rangen und strebten, und die Mühen ihrer Tage und Nächte verloren, die Kinder ihrer Schmerzen mit dem kalten Stahl der Negation gemordet sehen müssen. Auch das Publikum dankt es Dir nicht, wenn Du ihm entwerthest, was ihm lieb geworden wäre und es um manchen Genuß ärmer machst! Schiller und Goethe haben nie in dieser Weise Kritik geübt, haben gelebt und leben lassen, denn sie waren zu groß, um sich auf Kosten eines Zeitgenossen größer machen zu wollen, und zu gut, um das, was er im Schweiße seines Angesichtes schuf, muthwillig zu zerstören. O Edmund, wie klein ist der, welcher Andere erniedrigen muß, um sich selbst zu erhöhen."

„Du predigst wieder ohne Sinn und Verständniß," fuhr Herbert die redliche Frau an. „Schiller und Goethe konnten leicht die Edlen spielen, sie waren nicht verkannt, ihnen weigerte ein besseres Geschlecht die Krone nicht, die ihnen zukam. Wer freierwählter König ist, wäre ein Thor, die Vasallen seines Reiches mit Krieg zu überziehen. Mir aber weigert die Nation mein Recht, deshalb muß ich es mir erkämpfen."

„Bist Du so sicher dieses Rechtes?" frug Frau Herbert mit leiser Stimme, „bist Du so gewiß, daß

Deine Werke denen Schiller's und Goethe's ebenbürtig sind und die gleichen Erfolge verdienen?"

Herbert stand wie versteinert über das Verbrechen eines solchen Zweifels: „Ich glaube, Dein Gesichtsschmerz hat Dir das Gehirn angegriffen, — und man thut besser, über solche Dinge nicht mehr mit Dir zu sprechen!"

Frau Herbert bog sich auf ihre Arbeit nieder. Ein leichtes Roth überflog ihr blutleeres Gesicht, aber sie war an solche Ausfälle zu sehr gewöhnt, um etwas darauf zu erwidern. Sie hatte ihrem Gefühl nach schon zu viel gesprochen, und als sie in Herbert's verstörte Miene sah, ergriff sie das Mitleid. Wie unwürdig er es auch trug, — es hatte ihn doch immerhin ein Unglück getroffen und sie wollte es ihm nicht noch schwerer machen. „Höre Edmund;" sagte sie nach einer Pause, während welcher Herbert in den Schönheiten seines Manuscriptes Trost suchte und fand, „entschließe Dich doch, das Stück Deinen Bekannten vorzulesen. Es sind ja so viele geistreiche Leute hier, die auch ehrenhaft genug sind, Dir offen ihre Meinung zu sagen; da kannst Du dann beobachten, welchen Eindruck das Ganze macht, und vielleicht auf die Urtheile der Zuhörer hin etwas verbessern!"

„Ich brauche keines Menschen Urtheil! Was mein Stück werth ist, weiß ich selbst. Soll ich mir noch nachsagen lassen, ich bedürfte der Hülfe Anderer bei meinen Arbeiten. Das fehlte nur, daß es noch ruchbar würde, ich schriebe unbrauchbare Dramen. Nein, zu einem Werke, das keinen äußeren Erfolg erzielte, mag ich mich nicht bekennen, ich darf mir weder vor meinen Collegen, noch vor meinen Schülern eine solche Blöße geben.“

Die Thür öffnete sich ein wenig und durch die Spalte lächelte eine zweite Spalte, der große Mund Elsa's, herein. Als sie aber das düstere Verhängniß auf den Mienen ihres Bruders sah, rückte auch das breite Stumpfnäschen und endlich das ganze holde Wesen nach. Sie trug eine weiße Schürze mit einem Brustlatz, einen Ueberärmel von Kattun am rechten Arm und in der Hand einen Pinsel, desgleichen einen über dem rechten Ohr.

„Euere Stimmen störten mich in meiner Arbeit. Warum zanktet Ihr Euch schon wieder? Ihr wißt doch, daß meine Phantasieen durch das leiseste Geräusch wie scheue Koboldchen verjagt sind.“

„Jetzt ist wohl Zeit, an Deine Allotria zu denken, wenn ein Werk wie meine Penthesilea als

„unaufführbar“ zu seinem Dichter zurückkehrt,“ donnerte sie der Bruder an.

„Gott!“ rief Elsa bestürzt: „die Penthesilea — auch von W..... verworfen — o wer hätte das gedacht! Ich verehrte diesen Mann so sehr! — Mein armer Bruder — das ist hart! Brüderchen, — Edmündchen, sieh nicht so finster drein! O ich fühle ganz mit Dir. Wem schon so viele Werke zurückgewiesen wurden, wie mir, der kennt diesen Schmerz! Und was sagt meine arme Ulrike? Sie ist auch so niedergeschlagen.“

„O sie brauchst Du nicht zu bedauern,“ bemerkte Herbert bitter, „sie hat nur Klagen über die Unfähigkeit des Gatten, nicht über sein Unglück.“

Frau Herbert wandte das Gesicht nach dem Fenster, als habe sie die boshafte Rüge nicht gehört.

„Du mußt ihr das nicht so übel nehmen, Brüderchen. Sie hat ja nie etwas Anderes als Uebersetzungen gemacht, — sie weiß nicht, was sich bewegt in eines Dichters Brust.“

Frau Herbert sah Elsa bei diesen geringschätzigen Worten ernst und ruhig an. „Und dennoch gewähren uns meine anspruchslosen Uebersetzungen für die Unterhaltungsblätter die einzige feste Einnahme,

die wir außer Edmunds Gehalt und meinen Zinsen haben. Das kommt daher, weil ich nicht leisten will, was über meine Kräfte geht. Einem bescheidenen Wollen, das mit dem Können gleichen Schritt hält, wird ein kleiner, aber sicherer Erfolg nie fehlen."

Elsa wendete sich etwas verblüfft über die unverkennbare Anspielung von ihr ab und zu dem Bruder, der höhnisch murmelte: „Natürlich, das ist der Endreim zu dem vorhin schon angestimmten Liede vom „Wollen und Nichtkönnen!""

Elsa warf sich kosend, wie Klärchen vor Egmont, auf einen Schemel zu seinen Füßen nieder, streichelte seine glattrasirten Wangen, nahm ihm das dicke Manuscript aus der Hand und drückte es an ihren Busen: „Tröste Dich, mein Dichter! Deine Penthesilea wird dennoch leben! Hier, hier — in diesem und in Aller Herzen! Laß sie nur drucken, und gieb sie als dramatisches Gedicht heraus, — dann findet sie einen Leserkreis unter den Besten Deines Volkes."

„Du bist eine gute Schwester" — sagte Herbert geschmeichelt, „aber Du weißt, daß ich bisher nicht einmal einen Verleger fand, der genial genug gewesen wäre, es mit meinen Tragödien zu wagen.

Und das Werk selbst drucken zu lassen, dazu fehlen mir die Mittel."

„Brüderchen — nein, ich kann nicht glauben, daß die Penthesilea keinen Unternehmer fände. Sie ist das Größte, was Du geschrieben. Auch der roheste Mensch muß von dieser Erhabenheit ergriffen werden! Ich glaube noch eher, daß die gewaltigen Kampfscenen zwischen Trojanern, Amazonen und Griechen auf der Bühne schwer darstellbar sind, namentlich die mit dem Riesenpferde. Aber daß sich Jemand weigern sollte, eine solche Dichtung zu drucken — nein — nimmermehr. Wenn aber auch das Undenkbare geschähe, so verzweifle nicht. Soviel wird mir mein Kochbuch schon tragen, daß ich Dir die Mittel zum Selbstverlag geben kann! O — welch wunderbare Fügung des Schicksals, wenn es mir vergönnt wäre, durch ein Kochbuch der deutschen Nation die Kenntniß ihres schönsten Werkes zu verschaffen. Die Wege des Genius sind unerforschlich und so wird vielleicht Penthesilea aus dem Schaume des Suppentopfes erstehen, wie einst Aphrodite aus dem Schaume des Meeres. — Nun siehst Du, da lächelst Du ja. Nicht wahr — Dein Schwesterchen weiß immer, wie sie ihr geniales Brüderchen vergnügen kann?"

„Du bist ein liebes poetisches Kind; wenn ich auch Deine Hoffnungen nicht theile, so thut mir doch Dein Verständniß und Deine Bewunderung wohl, ich danke Dir!“ Und Edmündchen legte die Hand auf das ihm zärtlich zugeneigte Lockenhaupt seines Schwesterchens.

Sechstes Capitel.

Emancipation des Fleisches.

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages trat Professor Herbert, bevor er in das Kränzchen ging, in ein prachtvolles Boudoir einer am Ende der Stadt gelegenen Villa. Das ganze Zimmer bildete ein Zelt von rothem golddurchwirkten Damast, dessen ungeheure Falten sich in der Mitte des Plafonds vereinigten und eine Rosette bildeten. An den Wänden rings umher waren niedere türkische Divans von demselben Stoff. Rothe Plüchteppiche, so weich und langhaarig wie ein üppiger Rasen, bedeckten den Boden. An den Wänden hingen türkische Pfeifen und kostbare Waffen aller Art: Schilder, Schwerdter, Pistolen und Dolche. Im Hintergrunde des Zimmers wölbte sich ein besonderes von schlanken Säulchen getragenes Zelt über einem Ruhebett, vor welches ein Löwenfell mit

ausgestopftem Kopfe gebreitet war. Neben demselben stand auf dem Boden ein kostbarer Apparat zum Opiumrauchen. Auf einem niederen Tischchen von Bronce und Malachit lag eine Reitgerte mit Diamantknopf. Ein Tabouret neben dem Divan trug eine chinesische Schale mit Cigarren. Auf einem geschliffenen Marmor-Sokel erhob sich in der Mitte des Zimmers ein Bronceguß des Farnesischen Stiers, rechts und links von dem Zelte des Ruhebetts auf den gleichen Piedestalen die Abgüsse der Rossebändiger des Monte Cavallo zu Rom. Die reiche Drapirung der Wände wurde durch Armleuchter mit Ampeln von Milchglas gehalten.

Der Dampf einer feinen Cigarre durchzog in blauen Ringen das Gemach, das weit eher einem türkischen Pascha als einer Dame angehören konnte und dennoch wurde es von einer Dame bewohnt und ihre Cigarre war es, deren Wolken den so eben eintretenden Herbert umhüllten.

Herbert sah vorerst nur zwei schöne Frauenfüße in perlengestickten russischen Pantoffeln auf dem Rücken des Löwen liegen, die Vorhänge des Zeltes verhüllten ihm noch die Gestalt. Zwei Schritte weiter und da dehnte sich in behaglichster Ruhe auf den schwellenden

Kissen vor ihm ein Weib, neben welchem alle andern Werke der Natur zur Pfuscherei wurden, — eines der Weiber, die nur zuweilen erscheinen, um lachend Alles zu verdunkeln, was Menschen bis dahin für schön gehalten hatten. — Herbert stand, wie jedesmal, geblendet und verwirrt vor diesem Bilde. Er hatte den neuen Frack an, hielt einen funkelneuen Cylinder in den Glacés, die ihm seine Frau diesen Morgen geflickt hatte — und doch, was war er mit all dieser Eleganz, was half ihm der neue Frack dieser Frau gegenüber? Stumm stand er da „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" — was konnte er ihr sein und geben? Sie war das Urweib — sie forderte den Urmann, wie die letzte Riesin in den Nibelungen nur den letzten Riesen lieben mochte. War er in seinem Fracke jener Ur-Mann — jener Siegfried, der diese Brunhild bezwingen konnte? Ach, er fühlte es zu wohl, er war nichts — als ein armseliger Schwächling, dessen einzige Kraft die der Begierde war.

„Ah, sieh da, unser kleiner Philister," sagte gähnend die schöne Brunhild in gebrochenem Deutsch und reichte ihm ihre weiche Hand, mit der sie ihn wie ein Kind neben sich auf den Divan herabzog. Herbert sank so

tief in die üppigen Polster, daß sie fast wie Wogen über ihm zusammenschlugen. Zu seiner steifen Haltung und Toilette paßte aber dieser Platz auf ebener Erde gar schlecht — er hatte nicht die Geschmeidigkeit der reichen Aristokraten, die gewöhnt sind, sich in seidene Kissen zu schmiegen und die Beine von sich zu strecken. Solch ein Sitz taugte nur für den, der sich unbekümmert und behaglich, die Opium-Pfeife im Munde, neben der rauchenden Genossin ausdehnen und gelegentlich seinen Kopf zum Schlummern in ihren Schooß legen durfte. — Der arme Herbert gehörte nicht zu diesen Begünstigten des Glückes. Hölzern und ängstlich saß er da, wie eine zusammengeknickte Gliederpuppe und seine spitzen Knie ragten trostlos über das Niveau seines Sitzes empor, während sich von der allzustarken Krümmung seine knappen Kleidungsstücke verschoben. Er stellte schüchtern seinen Hut neben sich auf das weit höhere Tabouret und beneidete ihn um den vortheilhafteren Platz.

„Nun, mein gelehrter Herr," begann die Dame wieder „so stumm? Wo fehlt es denn? Was drückt Sie, häusliches Elend? Pardon — ich wollte sagen: eheliches Glück."

„Das drückt mich ja immer, meine theure Gräfin!"

erwiderte Herbert. „Diesen Staub schüttle ich bei Ihnen von den Flügeln. Es ist heute etwas Anderes, was mich bekümmert — meine Penthesilea —“

Die Gräfin lachte laut auf und blies eine starke Wolke Tabak zur Decke empor. „Da haben wir's! — Entweder es ist seine Frau — oder seine Penthesilea, die ihn quält — ich wünsche der Einen wie der Anderen sobald als möglich die ewige Ruhe, denn ein unglücklicher Ehemann und ein Trauerspiel passen so wenig in die Atmosphäre dieses Boudoirs, wie der Duft von Eau de Cologne und Camillenthee, diese schauerlichen Attribute eines Krankenzimmers.“

„Und doch waren Sie es, Gräfin, deren Heldengestalt mich zur poetischen Verherrlichung jener kühnen Amazone des Alterthums begeisterte.“

„Das mag wohl sein, doch — Bester — glauben Sie nur, daß Penthesilea selbst es sicher als eine schwere Strafe betrachtet hätte, ihren Ruhm in einer deutschen Tragödie lesen zu müssen! Nun, nur nicht gleich wieder verletzt! Schnell eine Cigarre! Wollen Sie Feuer haben? Da, ich will Ihnen mehr geben, als Sie nur brauchen,“ und dabei bog sie sich muthwillig lachend zu ihm hin und zündete mit ihrer Cigarre die seine an.

„Sie wissen, daß Sie mit mir umgehen können, wie mit einem Spielzeug," sagte Herbert und machte den schüchternen Versuch, seine verkrümmten Beine in eine bequemere Stellung zu bringen. „Aber treiben sie es nicht zu weit —"

„O hat der Herr Professor Lust, sich auf's hohe Pferd zu setzen?"

„Das nicht, nur auf einen höheren Stuhl," schaltete Herbert unwillkürlich ein.

„Nun, so nehmen Sie dies Tabouret, trockener Deutscher, der keinen Sinn hat für orientalischen Comfort. So — ist es nun gut? Also hören Sie. Wenn Sie Lust haben, sich auf ein hohes Pferd zu setzen, so sei es wenigstens das meine. Wie oft schon stellte ich Ihnen meinen Ali zur Verfügung — machen Sie mir nur ein einziges Mal den Spaß, Sie zu Pferde zu sehen. Wollen Sie? Ach — es müßte köstlich sein!"

„Ich danke Ihnen, ich thue alles für Sie, was Sie wünschen, ich gehe für Sie in den Tod, — aber Ihnen Gelegenheit geben, mich auszulachen, — das ist zu viel verlangt."

„Nun denn, so führen Sie mich einmal Arm in Arm über die Straße! — O — das erschrockene Gesicht des ehrsamen Herrn! In den Tod wollen Sie

für mich gehen — aber nicht mit mir über die Straße? Seht doch, seht, welch ein prächtiger Held für eine Tragödie. Schweigen Sie, ich weiß Alles, was Sie sagen wollen und können: Frau, — Schwester, — Basen, — Tanten, — guter Ruf, — angestellter Professor, — es könnte, nach den Worten der Schrift, ein groß' Geschrei über das Volk kommen! Alle Kaffee- und Thee-Tassen der Stadt N*** würden davon wiederklingen, daß Professor Herbert mit einer Emancipirten über die Straße ging! — Aber das ist nicht gegen den Anstand, im Halbdunkel zu mir zu schleichen, meine Finger- und Fußspitzen zu küssen und später in Gesellschaft die Achseln über mich zu zucken! Schämen Sie sich, Herbert — Sie sind ein feiger Wicht, der zu nichts gut ist, als den Messager d'amour zwischen mir und Möllner zu machen."

„Gräfin," drohte Herbert, „bringen Sie mich nicht auf's Aeußerste — oder Sie werden es bereuen. Sie kennen meine Leidenschaft für Sie, wissen, daß ich Alles thue für einen einzigen Kuß dieser Lippen, — aber Sie lassen mich am Quell verdursten, am gedeckten Tisch verhungern und Spott und Tadel sind mein Lohn; das ist eine Behandlung, die kein Mensch erträgt!"

„Nun denn — point d'argent, point de Suisse!“ rief die Gräfin, „für jede gute Botschaft, die Sie mir von Möllner bringen — sollen Sie einen Kuß haben. Ich setzte diesem Manne zu lieb eine Schlange an meinen Busen, warum sollte ich mich nicht von einem deutschen Philister, wie Sie, küssen lassen? — Aber vorher müssen Sie noch erst alle Qualen verschmähter Liebe durchkosten, damit Sie sich um so mehr beeilen, den meinen ein Ende zu machen!“

„Gräfin, das ist eine schlimme Aussicht für mich, denn ich glaube schwerlich, daß ich Ihnen jemals eine gute Botschaft bringen werde. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich Ihnen überhaupt Botschaft bringe und wenn Sie mir eine schlechte nicht eben so lohnen wie eine gute, so sollen Sie von mir gar nichts mehr erfahren und können sich einen andern Vertrauten suchen.“

Er machte Miene aufzustehen, doch sie hielt ihn bei der Hand und sah ihn mit ihren großen blitzenden Augen bittend an.

„Herbert!“

Diesem Blick und dem Ton, mit dem sie das eine Wort sagte, konnte der unglückliche Professor nicht widerstehen. Er sank neben ihrem Löwenschemel nieder

und drückte die Lippen auf die Perlen und Flitter ihres gestickten Pantoffels.

„Sehen Sie wohl, daß Sie nicht so schlimm sind, wie Sie mich glauben machen wollen?“ sagte sie, mit einem verächtlichen Lächeln, welches er zum Glück nicht sah, auf ihn herabblickend.

„Haben Sie Erbarmen mit mir,“ stöhnte er. „Ich bin grenzenlos elend. Zu Hause nichts als Jammer und Klagen. Eine durch Krankheit entstellte, zerrüttete Frau, die meiner ästhetischen Natur Widerwillen einflößt und mich, wenn ich bei tausend geschäftlichen Unannehmlichkeiten Trost brauche, noch mehr niederbeugt. Dazu Unbill aller Art, Verkennung meines Talentes, Mißerfolg bei Allem, was ich ergreife — und nun dieser Contrast, wenn ich Abends zu Ihnen komme! Das Schönste, das Begehrenswertheste, das die Erde bieten kann, liegt hier vor meinen Blicken, aber die Wonne, die mich bei seinem Anschauen durchströmt, ist ein schleichendes Gift, das mich verzehrt, denn nichts, nichts von all der Herrlichkeit ist mein, ich stehe wie ein Knabe vor dem Weihnachtstisch, der einem andern aufgebaut ward, ich bin nur da, um die Lichter am Baume anzuzünden, damit der Andere sehe, was ihm beschеert ist, und wenn ich ihn glücklich her-

beigebracht habe, den Spröden, Widerspänstigen, daß er Besitz ergreife von seinem Reichthum — dann — dann muß ich leer von hinnen gehen, — o das ist fürchterlich!“ Er grub sein Gesicht in die Mähne des Löwen und die zuckende Bewegung seiner Schultern verrieth, daß er weinte.

Die Gräfin sah mit dem Mitleid, das wir einer verbrannten Mücke weihen, auf ihn nieder. Sie hätte, wenn es gegangen wäre, den Fuß gehoben und ihn aus Erbarmen todt getreten, wie man es thut, um die Leiden solch eines armen Thieres abzukürzen, doch da dies eben hier unmöglich war und sie den kleinen Mann überdies noch brauchte, richtete sie ihn gnädig auf und setzte ihn wieder neben sich auf die Polster. „Sie sollen auch nicht leer ausgehen, Bester, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich Sie zum reichen Mann machen will. Wenn Sie mir diesen Möllner zuführen, wird Ihnen mein Banquier, so lang ich lebe —“

„Gräfin,“ rief Herbert außer sich, „gehen Sie in Ihrer Verachtung nicht zu weit! Ich bin tief gesunken, daß ich markte und feilsche und Ihnen meine Hülfe in dieser Sache verkaufe um einen Kuß. Auf einer einzigen Liebkosung von Ihnen steht mein Leben, denn ich verdurste nach diesen Lippen — sie zu berühren,

ist der Gedanke, was sage ich, der Wahnsinn, der mich Nachts aus dem Schlafe peitscht, der mich bei Tage im Colleg mitten in meinem Vortrag stocken läßt, der mir den Hals zuschnürt, wenn ich den Bissen, der mich nähren soll, genießen will. — Ein einziger Kuß von Ihnen ist mehr Seligkeit als solch ein armer „Wicht," wie ich beanspruchen darf, — aber so tief bin ich nicht gesunken, daß ich mich bezahlen ließe wie einen Kuppler und wenn Sie mich auch sehr gering schätzen, so sollten Sie wenigstens den Stand des deutschen Gelehrten höher achten, welchem ich die Ehre habe anzugehören."

Die Gräfin schwieg ein wenig, betroffen über diese Lection. Doch dauert eine solche Verlegenheit nur einen Moment bei einer Frau, die sich der Macht bewußt ist, die tiefste Beleidigung durch ein Lächeln wieder gut zu machen. „Kommen Sie her! Vergeben Sie mir! Ich habe gefehlt, aber ich bereue."

„O Göttin meines Lebens," rief Herbert und ergriff ihre dargebotene Hand, sie inbrünstig an seine Brust drückend. „Vergeben — Ihnen vergeben! Mit wie vielen Schmerzen und Wunden wollte ich mir wieder und wieder die Wonne einer solchen Abbitte erkaufen. Das Einzige, was ich Ihnen nicht ver-

zeihe, ist, daß ein Weib, wie Sie, gerade diesen Möllner liebt!“

„Wirklich? Und warum?“

„Weil ich ihn Ihrer nicht würdig finde. O, sehen Sie, wenn Sie sich einem Könige oder Kaiser dahingäben, ich würde es ertragen ohne Murren. Die gekrönten Häupter besitzen stets das Kostbarste, was die Erde hat — wie könnte ich fordern, was nur Könige zu erwerben vermögen! Aber daß es Einer meinesgleichen ist, der Sie besitzen soll, Einer, der kein Vorrecht der Geburt, der Bildung, des Geistes, nichts, nichts vor mir voraus hat, als eine Mannheit, die er mit jedem Thierbändiger theilt — das wird mich noch wahnsinnig machen!“

Eine dunkle Röthe überzog die Stirn der schönen Frau. „Ich habe mir selbst keine Rechenschaft darüber gegeben, warum ich diesen Möllner liebe, — ich gebe mir nie Rechenschaft über meine Empfindungen, wenn sie zur Leidenschaft werden, denn jede Leidenschaft trägt ihre göttliche Beglaubigung in sich. Sie aber bringen mich jetzt erst darauf, was mich denn eigentlich an diesem Möllner so entzückte und Sie sprechen es aus. Ja! es ist nichts Anderes, als das Höchste, was wir an einem Menschen bewundern können: edle, ächte

Männlichkeit. Mich dünkt, in einem Dichter gelesen zu haben: „‚Nehmt Alles nur in Allem, er war ein Mann!'“ Dieser aber ist noch mehr und zwar, was mir in meinem ganzen Leben noch nicht begegnete, er ist ein tugendhafter Mann. Dies, mein guter, kleiner Professor, ist sein Reiz und sein Vorzug, ist der Reichthum, den kein Monarch vor ihm voraus hat, um zu erkaufen, was diesem Möllner von nun an gehört: mein Herz! — O es kann keine köstlichere Blume im Garten des Paradieses gegeben haben, als die Tugend dieses reinen Gottesmenschen, die ich hier zu pflücken hoffe. Es ist die Wonne der Eva, als sie den ersten Kuß auf die Lippen des ersten Menschen drückte und ihn zum erstenmale erröthen sah!“

Die schöne, glühende Frau, mehr zu sich selbst, als zu dem armen Gefolterten an ihrer Seite sprechend, legte sich in das Sopha zurück und rief mit einem schwellenden Athemzuge: „O welch ein göttliches Amt für ein Weib, einen Mann wie diesen zu lehren, was Glückseligkeit ist!“

Herbert dachte einen Augenblick nach. Er hatte in dieser Sache falsches Spiel gespielt, und in der stillen Hoffnung, Johannes für seine Schwester zu gewinnen, bei diesem nie etwas zu Gunsten der schönen

Frau gethan. Er hatte sie mit falschen Berichten hingehalten, getäuscht, um so lange wie möglich als ihr Vertrauter in ihrer Nähe zu bleiben und sich an den Abfällen ihres Interesses für seinen Collegen zu laben. Jetzt war Alles zusammengestürzt, was er gehofft und gewünscht. Möllner liebte diese Hartwich, für Elsa war er verloren, so wollte er sich wenigstens durch die Gräfin an der verhaßten Nebenbuhlerin seiner Schwester rächen; der siegreiche Reiz der Worronska sollte ihr Möllner entreißen und ihm das Einzige sichern, was in diesem Schiffbruch zu retten war: den Dank der Gräfin.

Endlich begann er nach schwerem Kampfe: „Ich muß Ihnen eine Mittheilung machen, die Sie in Zorn versetzen wird, die ich Ihnen aber als Ihr Freund nicht vorenthalten darf.“

„Nun?“ fragte die Amazone und zündete sich eine neue Cigarre an.

„Ich habe entdeckt, daß Möllner liebt.“

Die Gräfin fuhr auf und blickte Herbert wie träumend an. Der eben eingezogene Rauch der frischen Cigarre quoll in Wolken aus ihrem halb geöffneten Munde und gab ihr das Ansehen eines schönen feuerspeienden Dämons.

„Wen liebt er?“ frug sie, während ihre flammenden Augen den Namen von Herberts Lippen saugen wollten, noch ehe er ihn aussprechen konnte.

„Haben Sie je von einer Gelehrten, Namens Hartwich, gehört?‘

„Ja, ja, sie ist auch eine Emancipirte.“

„Ja, jedoch in ganz anderer Art als Sie, Gräfin,“ berichtigte Herbert, sich voll Schadenfreude an den Qualen der stolzen Frau weidend. „Sie sind nur zu Ihrem Vergnügen emancipirt, jene ist es aus Grundsatz. Eine raffinirte Person, die Möllner durch ihren Geist imponirt.“

„Nun — und diese ist es?“ rief sie, vor Ungeduld den weichen Teppich stampfend, daß der Staub aufflog.

„Diese liebt er!“

Zum ersten Mal sprang die Gräfin von ihrem Ruheplatz und stand hoch emporgerichtet in ihrer ganzen Majestät vor Herbert. Ihr goldgesticktes türkisches Hauskleid hing in schweren Falten an ihr nieder. Ihre dunklen Haare fielen aufgelöst auf ihre Schultern. Das Flimmern und Funkeln ihrer langen Diamant-Ohrringe verrieth das leise Zittern, das ihren Körper überflog. Die niedere antike Stirn mit den

kühn geschwungenen Brauen, der halb geöffnete Mund mit der pfeilförmigen Oberlippe, der breite, kräftige Hals, die gewaltige und doch so vollendet schöne Gestalt — Alles erinnerte an eine Niobe, nur daß der Affekt, welcher sie soeben beherrschte, mehr Zorn als Schmerz war. „Ist es wahr — wirklich wahr? Ich will Alles hören.“

Herbert erzählte, was er selbst erlebt und erfahren hatte.

Die Gräfin schwieg einige Minuten, wie erstarrt von Ueberraschung — dann murmelte sie kurze und abgebrochene Worte vor sich hin, die Herbert nicht verstand, endlich schwoll ihr Groll so weit über ihre Lippen, daß er bis an Herberts Ohr drang.

„Man muß Alles zum ersten Mal erleben — es ist das erste Mal, daß ein Mann, dem ich mich genähert, eine Andere liebte.“ Sie schritt im Zimmer auf und nieder, daß die Lichter in den Ampeln flackerten, wo sie vorüberkam. Ihre Cigarre warf sie in den Kamin. „Das muß mir begegnen! Mir! O, verwünscht sei der Tag, wo es dem Grafen einfiel, hierher zu reisen, um Heilung zu suchen! Dafür verbrachte ich nun seit seinem Tode die Flitterwochen meiner Wittwenschaft in diesem Neste, abgeschieden

von allen Herrlichkeiten der Welt, züchtig verschämt, hoffend und harrend, wie eine Braut, keine Gesellschaft um mich, als meine Pferde, meine Hunde und — Sie! Dafür, dafür — um mir die Lehre zu holen, daß es einen Mann giebt, der mir widerstehen kann. Wahrlich, das war der Mühe werth!“

Sie schlug sich vor die Stirn. „O wär' ich damals nicht in jene Vorlesung gegangen, dann hätte ich ihn vielleicht nie gesehen. Wär' ich weggeblieben! Was kümmern mich Physiologie und Anatomie oder wie das Zeug heißt. Ich hörte, dieser Möllner sei ein so schöner Mann, da trieb mich die Neugier hin. Ich Thörin, daß ich mir einbildete, er habe mich in jener Vorlesung gesehen und bewundert, wie ich ihn,“ — sie blieb stehen und versank unwillkürlich in die Erinnerung: „Gott im Himmel, war dieser Mensch schön an jenem Abend! Diese Stirn, dieses Haar und dieses Auge — ein Jupiterkopf. Ich fühlte mich erröthen, wie ein sechszehnjähriges Mädchen, wenn mich ein Strahl dieses Auges traf. Und diese Würde, diese Haltung! Und diese Sprache mit dem tiefen Glockenton! Ich verstand nicht, was er sagte, aber es war auch nicht nöthig, seine Stimme war eine Melodie, der man mit Entzücken lauscht auch ohne

Worte! Sein Vortrag eine Symphonie — nein schöner als diese, denn in der Symphonie hören wir nur, — hier aber sahen wir auch; die Bewegungen seiner Lippen beim Sprechen sind unnachahmlich und wenn er lächelt, welche Zähne!“ Sie hielt inne. Ihre Lippen zuckten, ihre Wangen glühten. Es war ihr eine Wollust, endlich einmal ihr Herz auszuschütten, unbekümmert um das, was ihr Zuhörer dabei empfand.

„Und ist seine Stimme schon so hinreißend, wenn er von den trockensten Dingen redet, wie muß sie erst klingen, wenn seine Seele darin überfließt!“ Sie bedeckte mit der Hand die Augen und lehnte sich überwältigt an den Sockel des farnesischen Stiers.

Herbert saß regungslos stumm, wie ein Gefolterter, seine Schmerzen schnürten ihm die Kehle zu.

„Ich habe keinen Mann mehr eines Blickes gewürdigt, seit ich ihn sah, sie haben mich Alle angewidert. Ich war ihm treu ohne Schwur, ohne Pflicht, ohne Recht. Ich habe, seit ich ihn liebe, zum ersten Male empfunden, was der Moralist eine sittliche Regung nennen würde. Denn ein Weib, das zum ersten Male wahrhaft liebt, wird zur Jungfrau — sei sie sechszehn oder dreißig Jahre alt. Ich war Frau, bevor ich zur Jungfrau gereift war, jetzt holte mein

Herz den versäumten Frühling nach, jetzt erst, unter dem zauberhaften Einfluß dieses Mannes, sproßte die im Keime erstickte Mädchenblüthe wieder auf. — O, was wäre ich ihm gewesen! Ich, mit der Erfahrung des gereiften Weibes, mit der Gluth eines eben erst erwachten Herzens! Und nun verschmäht! Ich, die Monarchen umbuhlten, verschmäht von einem einfachen deutschen Gelehrten! O das thut wehe, wehe!"

Und sie hob ihre schönen Arme auf und verhüllte damit wieder ihr Gesicht.

Herbert nahte ihr schüchtern, mit seinen zitternden Fingerspitzen ihre Schulter berührend. „Ach, daß ich Sie trösten könnte!"

Sie zuckte bei dieser Berührung zusammen, als sei ein Insekt an ihr emporgekrochen.

„Welchen Trost könnten Sie mir geben, als die Wohlthat, mich bei Ihnen auszusprechen?"

Sie trat von ihm weg und ging wieder ruhelos, wie eine Löwin im Käfig, auf und nieder. „Ich Thörin, ich Thörin! Wie konnte ich glauben, es sei Interesse für mich, als er meinen Gatten bitten ließ, seiner Operation beiwohnen zu dürfen. Es war ein häßliches Geschwür, was ihn herzog und ich dachte, er käme um meinetwillen! Pfui, pfui! Ich wohnte,

ihm zu Liebe, der fürchterlichen Procedur bei und er hatte nur Augen für den Kranken, mich, mich, die daneben stand, sah er nicht! Ist dies ein Mensch, ist es ein Teufel?“

„O nein,“ unterbrach sie Herbert hämisch, „es ist nur ein — deutscher Gelehrter.“

„Und als ich endlich ohnmächtig hinsank, welch ein Arm fing mich da auf — ein Arm so eisern, als könnte er mich zerdrücken, und so weich, so weich, wie der einer Mutter. Wie ein Kind trug er mich aus dem Zimmer. Ich durchlebte alle Wonnen, ich hielt den Athem an, um nicht aus diesem schönen Traume erwachen zu müssen. Da ließ er mich auf einen Divan nieder und sagte mit eisiger Ruhe: „‚Gnädige Gräfin, gestatten Sie, daß ich Ihr Kammermädchen rufe, ich muß wieder zur Operation.‘“ Die Beschämung trieb mir das Blut in die Wangen. Einen Augenblick haßte ich ihn, aber als er das Zimmer verlassen und sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, da verehrte ich ihn wie einen Heiligen. Ich wollte ihm nacheilen, seine Knie umfassen, seine Hände mit Thränen netzen, wie eine Büßende. Doch ich bezwang mich. Ich fühlte plötzlich, daß dieser reine Geist nichts lieben könne, was er nicht achten durfte,

daß ich mir zuerst seine Achtung erringen müsse, bevor ich auf seine Liebe hoffen dürfe. Ich beschloß, ein neues Leben zu beginnen, beschloß, mit meiner ganzen Vergangenheit zu brechen. Denn für die Liebe dieses Mannes war mir kein Opfer zu schwer, kein Preis zu hoch — und ich säete Entsagung, um Freude zu ernten. Närrin, die ich war, jetzt ernte ich den Lohn der Tugend!"

Ein bitteres Lachen! brach aus ihrer gepreßten Brust hervor und gleich darauf folgte ein heftiger, erleichternder Thränenstrom. Sie warf sich ungestüm auf den Rücken des Löwen und bot Herbert, ohne es zu wissen, das lebende Bild einer Ariadne.

„Schönes, schönstes Weib!" murmelte Herbert, trunken von ihrem Anblick. „Ist es denn nicht eine Verkehrtheit der Natur, daß solch ein Weib um verschmähte Liebe klagt? Verdient ein Mensch, der diesem Reize widerstehen konnte, den Titel: Mann? Nein, sicher nicht. Er ist ein überspannter Pedant, der Typus deutschen Philisterthums und hätte ihm nicht die blind schaffende Natur aus Ironie einen schönen Kopf und eine Athletengestalt verliehen — es flösse keine Thräne einer Gräfin Worronska um ihn!"

„Herbert, schelten Sie ihn nicht, ich verbiete es

Ihnen! Sie wissen nicht, wie groß ihn mir gerade das erscheinen läßt, daß er den Muth, die Kaltblütigkeit besitzt, meine Schönheit zu verachten, als könnte er wählen unter Göttinnen, als versammelte dieses Nest hier einen Olymp um ihn, anstatt einer Anzahl häßlicher, blöder Kleinstädterinnen. Welch ein stolzes Bild muß seine Phantasie sich geschaffen haben, daß ich nicht den Kampf mit ihm aufnehmen durfte, — denn, als er mich kennen lernte, war sein Herz noch frei, — damals kannte er jene Hartwich noch nicht. O, mit welch kaltem Wohlgefallen betrachtete er mich, als ich das erste Mal vor ihm stand. Er dachte nicht, daß ich schön, nur daß ich correct gebaut sei, — er sah mich nicht mit dem Auge des Aestheti-kers, nur mit dem des Anatomen, er dachte sich meine Gestalt nicht in seinen Armen, — sondern unter sei-nem Secirmesser! So war es und so blieb es. Wie oft er auch nach der Operation meinen Gemahl, der Gefallen an ihm gefunden, besuchte, — ich erfuhr nie etwas Anderes, als das strengste Ceremoniell von ihm. Immer dieselbe milde, aber unnahbare Ruhe, dies gleichmüthige Anschauen, wie man ein schönes Bild, aber nicht ein Weib von Fleisch und Blut, betrachtet. Das hat etwas Gewaltiges — etwas Ueberwältigen-

des für eine Frau, die alle Männer, welche ihr nahten, zu ihren Füßen sah.“ — Sie versank in ein finsteres Brüten. Endlich ergriff sie Herberts Hände. „Herbert, sagen Sie mir, was ist es für ein Weib, das diesem Manne genügte? Muß ich mich jeden Kampfes gegen sie begeben? Ist alle — alle Hoffnung dahin?“

Herbert von der Berührung ihrer Hände wie electrisirt, hauchte kaum hörbar: „Werden Sie mir einen einzigen Kuß gewähren, wenn ich Ihnen einen sicheren Weg zeige, die Hartwich in Möllners Augen zu vernichten?“

Eine schwüle Pause entstand.

„Es ist der einzige Preis, sonst schweige ich!“

„Nun denn — ja!“ rief die Gräfin gequält, auf's Aeußerste gebracht und bot ihm den schönen Mund dar.

Herbert näherte sich ihr mit dem Ausdruck eines Schakals, der sich auf seine Beute stürzt, durstig, bebend vor Entzücken. Da überwältigte der Ekel die stolze Frau und mit einem gewaltigen Wurf schleuderte sie den kleinen Mann weit von sich, daß er zu Boden stürzte. Sie erschrak, sie konnte sich nun Alles bei ihm verdorben haben. Sie ging zu ihm hin und reichte ihm die Hand: „Stehen Sie auf und verzeihen Sie mir.“

Herbert stand geisterhaft bleich mit eingesunkenen, starren Augen da und suchte seinen, von dem Sturz verdorbenen Anzug zu ordnen. Er wischte sich mit seinem weißen Tuche den kalten Schweiß von der Stirne und holte, ohne ein Wort zu sprechen, wankenden Schrittes seinen Hut.

Beklommen schaute die Gräfin seinem Beginnen zu. „Herbert," sagte sie mit erzwungenem Lächeln, „sind Sie böse, daß ich Sie so unsanft behandelt?"

„O nein!" erwiderte er mit hohlem, heiseren Tone.

Sie reichte ihm die Hand, die er nicht ergriff.

„Rechnen Sie mir jene unfreundliche Aufwallung nicht an, ich — ich bin zu tief verwundet, ich weiß nicht mehr, was ich thue!"

Herbert schwieg. Es war, als schüttle ihn ein Frost. Sein Aussehen, sein Blick erschreckte die Gräfin mehr und mehr.

„Nicht wahr, nun werden Sie sich rächen und mir das Mittel nicht nennen, womit ich die Hartwich vernichten könnte?"

„O, warum sollte ich nicht?" stammelte Herbert mit zitternden bläulichen Lippen. „Ich halte stets, was ich verspreche." Seine Augen richteten sich durchbohrend auf die Gräfin: „Machen Sie die Hartwich

zu Ihrer Freundin, dann wird sie für Möllner ein Gegenstand des Abscheues sein!“

Die Gräfin zuckte zusammen, ein furchtbarer Blick traf Herbert, ein Blitz tödtlichen Hasses kreuzte ihn. Jetzt standen sie sich als Todfeinde gegenüber, der weibische Mann und das männliche Weib, sie hatte ihn bis in das Mark verwundet, — aber Herbert hatte den letzten, den empfindlichsten Streich geführt und leise, wesenlos, wie das Gespenst eines Abgeschiedenen, glitt er aus dem Zimmer.

Als die Gräfin allein war, sank sie, wie gebrochen, in die Knie.

„Das ist die Rache der beleidigten Moral! O Sitte! heimtückische Heuchlerin! Ungewarnt ließest du mich dir entschlüpfen, ungestraft ließest du mich sündigen und nun, wo ich reuig zu dir zurückkehren will, nun weisest du mich von dir und rufst mir dein unbarmherziges „Zu spät!“ entgegen. Zu spät, die Schiffe sind hinter mir verbrannt und mir bleibt nichts als vorwärts zu eilen auf meiner Bahn — oder Buße! Buße?“ — Sie wand sich verzweiflungsvoll auf ihren Knien. „Nein, o Gott, habe Geduld, dazu bin ich doch noch zu jung und zu schön!“

Siebentes Capitel.

Emancipation des Geistes.

Hoch oben auf der Plattform ihrer Sternwarte, umfächelt von dem reinen Athem der Nacht, umflossen von dem Glanz der Gestirne stand Ernestine und harrte des aufsteigenden Mondes. Auf ihrer ernsten Stirn lag die Weihe, in ihrem jungfräulichen Busen der Friede des Gedankens. Der heiße Brodem der Leidenschaft, welcher tief unten im Menschengewühl sich um ihren Namen wie Gewitterwolken zusammenzog, der Gifthauch des Mundes, der ihn nannte, um ihn zu verunstalten, drang nicht hinauf zu ihrer Höhe. Ahnungslos, von keiner niederen Regung angefochten, in vestalenhafter Keuschheit stand sie da, körperlich nur wenige Spannen über der Erde — geistig um Welten von ihr entfernt.

Feierlich langsam stieg die leuchtende Mondes-

scheibe am Horizont empor. Einsam und still glitt sie dahin in ihrer milden Pracht. Viel Tausende kleiner Monde mochten jetzt auf Erden in den Fernröhren der Forscher schimmern in tausendfacher Verschiedenheit und dennoch immer nur Bilder des Einen, Einzigen, der da oben durch den Aether zog. Ernestine hatte kein Fernglas. Was sie heute suchte, zeigte ihr kein irdisches Schauen, nur in der eigenen Brust konnte sie es finden. Nicht das Einzelne, das Ganze drängte es sie, zu erfassen; diesem Drange genügt nicht ein einzelner Sinn, alle Kräfte der Seele nimmt er harmonisch in Anspruch. Und wie sie so voll träumerischer Inbrunst emporstarrte, da war es, als verweile der Mond in seinem Lauf, um sich in diesen Augen zu spiegeln! Daß wir nicht sterben können, wann und wie wir wollen, — daß wir die Seele nicht aushauchen können in einem einzigen Athemzug! Schöner, seliger wäre nie ein Mensch dahingegangen, als Ernestine, da sie den tiefen Seufzer der Sehnsucht nach der Unendlichkeit dem Vorüberziehenden nachsandte.

Ein großes, unaussprechliches Glück wallte von dem funkelnden Nachthimmel auf sie nieder. Das war ihre Feierstunde, ihre Erlösung aus den Fesseln der Mühe und Arbeit, wenn sie sich allein fand, allein

unter dem gestirnten Himmel, die einzige Wachende von so vielen Schlafenden, die einzige Denkende von so vielen Bewußtlosen, die einzige Begierdelose von so vielen Begehrenden. Dann war es ihr, als müsse sie Wache halten, als habe sie allein die Würde der ganzen Menschheit zu wahren, so lange diese im Schlummer sich derselben begeben; als dürfe sie erst ruhen, wenn jene wieder zum Bewußtsein ihrer selbst erstanden. Das Fieber der Nacht, das Tausende auf ihrem heißen Lager mit allen Foltern der Sünde und Sorge quält, es nahte ihr nicht; wo ein Herz die kühlen Strahlen der Sterne in sich aufgesogen hat, weichen alle irdischen Gespenster, denn im Lichte ist Frieden; im Anblick der Unendlichkeit offenbart sich uns die Ahnung der Ewigkeit und wesenlos verschwindet davor jedes zeitliche Weh. Aber wenn dann Stern um Stern erlosch, und der Mond längst hinabgeglitten war, — dann küßten die ersten Strahlen des Frührothes eine leichenhafte Stirn und todesmatt brach sie zusammen; das heilige Feuer ihrer Seele hatte die Kraft des Körpers aufgezehrt und erstarb mit dieser. Still und klaglos sank sie zur Ruhe, — wie die leuchtenden Gestirne der Nacht vor dem nahenden

Morgen erbleichen. So auch heute. Mit der weichenden Dunkelheit stieg sie hinunter in ihre Gemächer, und suchte in einem kurzen Schlummer so viel Stärkung zu finden als nöthig, um ihr mühevolles Tagewerk wieder beginnen zu können.

„Je mehr ich geschlafen, desto weniger habe ich gelebt," antwortete sie auf die Vorstellungen der besorgten Dienerin. „Alles ist so schön auf der Welt, wir dürfen keinen Augenblick versäumen. Ist uns doch nur eine so kurze Spanne zugemessen, um ihre Herrlichkeiten zu genießen."

„Genießen! Du lieber Himmel, was genießen Sie denn? Sie thun ja nichts, als arbeiten!"

„Das eben ist mir Genuß, gute Willmers! Denn meine Arbeit ist nichts Anderes als ein Anschauen und Erkennen der Schönheiten der Schöpfung. Damit würde ja ein Unsterblicher nicht fertig — und nun vollends solch ein Augenblick wie unser Dasein! Sollen wir ihn noch verkürzen dadurch, daß wir es verschlafen? Hat uns die Natur, die uns einige achtzig Jahre Leben lieh, nicht um beinahe die Hälfte betrogen, indem sie uns die Nothwendigkeit auferlegte, von je vierundzwanzig Stunden sieben bis neun be-

wußtlos zu verbringen? Ich trotze ihr, so lange ich kann, und behaupte mein Recht, das geliehene Gut auszunützen, wie ich, nicht wie sie will!“

Frau Willmers sah das blasse Antlitz der stolzen Sprecherin mit tiefer Bekümmerniß an. Als sie so dalag in ihrem Bette farblos, wie ihre weißen Kissen, mit herabgesunkenen Augenlidern, die schmalen Hände wie die einer Leiche schlaff auf der Decke hingestreckt, nur schwach und kurz athmend — da schnürte es der treuen Seele die Brust zusammen, denn sie sah, daß die Natur bereits begonnen habe, sich für diesen Trotz zu rächen. Sie umhüllte sie sorglich mit der weichen Decke. „Sprechen Sie jetzt nicht mehr, liebes Fräulein. Sie sind zu angegriffen.“

„Sie sind es auch, Willmers, warum lassen Sie es sich nicht nehmen, aufzustehen, so oft ich zu Bette gehe?“

„Weil ich immer denke, ich zwinge Sie dadurch, aus Rücksicht für mich zu thun, was Sie nicht für sich thun wollen, sich früher eine Ruhe zu gönnen, die kein Mensch ungestraft entbehrt, nicht der Stärkste, geschweige denn ein so zartes Wesen wie Sie.“

Ernestine reichte ihr matt die Hand. „Sie sind gut, wahrhaft selbstlos, aber Sie können mich nicht

verstehen, liebe Willmers. Und wenn Sie darauf beharren, mir Ihre Nachtruhe zu opfern, so muß ich Ihnen ein entfernteres Zimmer anweisen, wo Sie mich nicht mehr beobachten können! Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Sorgfalt. Gute Nacht!"

„Gute Nacht," sagte die Willmers traurig und zog, ehe sie ging, die Gardinen zu, um die ersten Sonnenstrahlen auszuschließen, die golden auf Ernestinens Decke spielten. — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

In derselben Nacht wälzte sich die Gräfin, von allen Furien gepeitscht, auf ihrem Lager. Sie konnte den Tag nicht erwarten, an dem sie ihre Nebenbuhlerin sehen sollte, und dieselbe Morgensonne, die Ernestinens Schlummer mit freundlichen Bildern durchwob, — denn auch das geschlossene Auge empfindet ja das Licht und führt es der ruhenden Seele zu, — dieselbe Morgensonne jagte das gequälte Weib aus dem seidenen Bette auf. Sie kannte keine Müdigkeit. Ihr gewaltiger, durch Abhärtung gestählter Körper widerstand jeder Anwandlung von Schwäche. Ihre Leidenschaften waren Kinder ihrer wilden Kraft, sie zehrten diese nicht auf, sie waren sich einander ebenbürtig. Es gab für sie keine physischen, wie keine moralischen

Schranken, auch keine geistigen. Sie war begabt, aber sie mochte nicht viel denken; das Denken war ihrer Ansicht nach eine Fessel, die der Geist der Sinnlichkeit anlegte. Das Wissen hatte auch eine Grenze, die der nicht kannte, der nichts wußte. Sie wollte fesselzügellos sein, drum gab sie sich mit nichts ab, was sie in ihrer frivolen Sicherheit erschüttern und beunruhigen konnte — hatte sie doch Geist genug, um zu fühlen, daß das Denken zu Resultaten führt, die einer Lebensphilosophie wie der ihren, sehr gefährlich werden konnten.

„Der Mann ist da zum Arbeiten, das Weib zum Genießen.“ Das war ihr Motto, welches sie unbehindert durchführte. Sie gab der Welt frohlockend das seltene Schauspiel der schönen Gewalt und der gewaltigen Schönheit, die da mit sich fortreißt wie die Windsbraut, was an ihrem Wege liegt, jede Blume entblättert, jeden jungen Stamm entwurzelt und, wenn sie ihn einen Augenblick getragen, zerschmettert hinwirft. Ein erhabenes Schauspiel, bei dem die Walkyren in den Lüften jauchzen und der kleine Sinn sich bebend kreuzigt. Jede zerstörende Naturkraft — und dieses Weib war eine solche — hat eine schauerliche Poesie für den, in Sicherheit geborgenen Zuschauer.

Er bewundert, was er fürchtet, er weidet sich an dem Anblick dessen, was er als verderblich kennt. So verhielt sich auch die Einwohnerschaft der kleinen Stadt N... gegen die schöne Russin, seit sie mit ihrem kranken Gemahl dort ankam und ihr wildes Wesen trieb. Sie war für die deutschen Kleinstädter eine unerhörte Erscheinung, über die man sich nie beruhigen konnte, über die man beständig die Hände rang. Wenn aber das herrliche Weib auf seinem Renner durch die Straßen gallopirte, oder mit fester Hand seine vier nebeneinander gespannten Rosse lenkte, wie eine Viktoria auf dem Siegeswagen, dann konnte man sich doch nicht enthalten, an die Fenster zu stürzen, um den wundervollen Anblick zu genießen und wer das einmal gesehen, der vergaß es nicht mehr. Kraft, Gesundheit, Schönheit schienen ihre Monopole und die festen Grundlagen ihres Glücks.

„Wer emancipirt sein will, muß das Zeug dazu haben," pflegte sie zu sagen. „Da es aber so Wenigen zu Theil ward, giebt es auch so wenige Emancipirte. Wer es dem Manne nicht gleich thun kann, der soll sich ihm auch nicht gleich stellen wollen. Wer aber im Eise der Newa getauft ist, wie ich — der kann den ganzen Troß mit seinem Hochmuth verlachen."

In Rußland, wo sie in einer weniger gewissenhaften Gesellschaft eine Rolle spielte, boten ihr die von dem russischen Adel veranstalteten Reitercarousels besondere, Gelegenheit, ihre Kraft und Gewandtheit in ritterlichen Uebungen zu zeigen. Sie erschien dann meistens als Tscherkessin, den stählernen Helm auf dem Kopf, im eng anschließenden, von Silberdraht geflochtenen Panzerhemd, das in der sonnenhell erleuchteten Reitschule sie mit einem strahlenden Glanze umgab. Und wenn sie so den krummen Tscherkessensäbel an der Seite, die Pistolen im Gürtel, auf ihrem arabischen Hengste mit der flatternden Mähne in die Schranken ritt — da empfing sie ein nicht zu hemmender Beifallssturm. Sie wetteiferte mit den ritterlichsten Söhnen des moskowitischen Adels an Grazie und Leichtigkeit, mit der sie ihren Rappen tummelte, an Sicherheit, mit der sie die aufgestellten Türkenköpfe herabschoß, und an Kühnheit, mit der sie über die Barrièren setzte. — Sie kannte keine Schwierigkeit und keine Furcht.

Sie hatte die Gestalt und Kraft einer nordischen Gottheit und die wilde Gluth einer Orientalin, was Wunder, daß vom Kaiser an bis zum letzten Leibeigenen herunter Alles ihr bewundernd zu Füßen lag.

Ihr Vater Alexei Fedorowitsch war ein armer, gänzlich roher Edelmann, der sich in den russischen Kämpfen gegen Napoleon durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte und, nach einer schweren Verwundung invalid geworden, seine Pension auf dem Lande verzehrte. Eine kränkliche Aristokratin, die sich in Ermangelung von etwas Besserem zu ihm herabgelassen hatte, war die Verzweiflung seines Lebens gewesen. In der Erbitterung über die Plage, welche ihm die Gebrechlichkeit, Empfindsamkeit und Verzärtelung seiner Frau bereitete, that er, als diese ihm ein Kind gebar, den Schwur, es im strengsten Gegensatze zu ihr zu erziehen. Lieber sollte es nicht leben, als ein Krüppel werden wie seine Mutter. Und den Anfang machte er damit, sein Töchterchen gleich den Kindern der gemeinen Stockrussen an Ostern im Eise der Newa taufen zu lassen. Die kleine Feodorowna hielt die Eisesprobe aus und dem entsprechend ward die ganze Erziehung. Ihre Mutter starb wenige Tage nach dieser grausamen Taufe, die Angst um ihr Kind hatte der Kranken den letzten Stoß gegeben. So war der rauhe, ungebildete Vater Feodorowna's einziger Lehrmeister und Pfleger. Er liebte sie in seiner Art und machte sie zur Genossin aller seiner männlichen Vergnügungen

wie Reiten, Pferde bändigen, Jagen und dergleichen mehr.

Als sie kaum das sechszehnte Jahr erreicht, verheirathete er sie an einen reichen Gutsbesitzer der Gegend, der noch roher und geistloser, als er selbst, und für das Mädchen ein Gegenstand des Abscheus war. Als dessen Frau lebte sie auf einem einsamen Gute wie eine Leibeigene. Der Gatte war grausam, mißtrauisch und machte ihr die Ehe zur Hölle. Ihren wilden Gewohnheiten, an denen ihr junges Herz mehr hing als an irgend etwas in der Welt, mußte sie entsagen. Jede Ausgelassenheit, auch die harmloseste, war seiner mürrischen Gemüthsart zuwider. Das lebenslustige Wesen, welches gewöhnt war, an muthigem Renner über Steppen und Haiden dahinzufliegen, durfte kein Pferd mehr besteigen, mußte mit den Mägden beim trüben Thranlicht sitzen und spinnen oder Pilze putzen, bis der Gatte heimkam, um ihre stets verweigerten Zärtlichkeiten, wenn nöthig sogar mit dem Kantschu, einzufordern. Ein Jahr ertrug sie diese Martern schweigend. Endlich vertraute sie sich einigen der benachbarten Edelleute an und bat um Hülfe in ihrer Noth — doch sie fand keine Theilnahme, keinen Beistand. Man nannte sie verblümt eine Närrin,

die ihr Glück nicht zu schätzen wisse, nannte den Gedanken an Scheidung ein Verbrechen und gab ihrem Manne vollständig Recht. In dieser Einsamkeit und Verlassenheit trugen Durst nach Liebe, und war es auch nur die ihres alten Vaters, Sehnsucht nach Freiheit und der Haß gegen ihren Peiniger den Sieg davon und sie entfloh, ohne etwas mitzunehmen, als was sie mitgebracht, eine dürftige Bekleidung. Sie wanderte den größten Theil des Weges zu Fuße und kam so elend bei ihrem Vater an, daß dieser sie, von Mitleid überwältigt, bei sich aufnahm und gegen den Gatten, den er ihr aufgedrungen, selbst Partei ergriff. Gänzlich mittellos, aber frei ging sie aus dem nun folgenden Scheidungsproceß hervor. Als sie jedoch zufällig den alten Minister Grafen Worronsky kennen lernte, als dieser ihr seinen Rang und seine Millionen zu Füßen legte und ihrer Schönheit die Aussicht eröffnete, am Hofe in Petersburg zu glänzen — da widerstand sie der Verlockung nicht. Sie ward seine Frau und vom Umgang mit halb wilden Leibeigenen weg an einen der prächtigsten Höfe der Welt, aus den russischen Wäldern und Steppen auf seidene Kissen in duft- und licht-geschwängerte Prunkgemächer versetzt. Anfangs geblendet, verwirrt, verschüchtert gewann sie

sich durch ihre unschuldsvolle Schönheit und Zaghaftigkeit alle Herzen, auch die der Frauen. Endlich aber brach ihre ungezügelte Natur um so mächtiger hervor, je härter der Druck gewesen, der sie so lange niedergehalten hatte und sie artete unter der Führung des schwachen Gatten, der sie vergötterte, nach allen Richtungen aus. Für Verirrungen, welche die Gesellschaft unter ihren Augen und ihrem Schutze sich allmählig entwickeln sieht, hat sie stets ein nachsichtigeres Auge als für die, welche sie außerhalb ihrer Sphäre erblickt, weil in den Verhältnissen der meisten Menschen eine Entschuldigung für ihre Fehler liegt, der die Gesellschaft um so bereitwilliger Rechnung trägt, je höher Stand und Rang des Gemahls einer solchen Dame sind. — Man ignorirte also Verstöße, die man um der bedeutenden Stellung des alten Ministers willen nicht bestrafen konnte und so war und blieb die schöne, unermeßlich reiche Gräfin Worronska trotz ihrer Ungebundenheit der Mittelpunkt, wenn auch nicht der besten, doch der glänzendsten Kreise Petersburgs. Das Alles ließ sie seit einem halben Jahr zurück und lebte wie eine Geächtete, von den ängstlichen „deutschen Philistern“ gemieden, in N***, um des Einzigen willen, den sie wahrhaft liebte — und der sie verschmähte.

Sie hatte, bevor ihr Gatte starb, stets einen glänzenden Hofstaat von Herren um sich, die aus einem nahe liegenden großen Kurort zu ihr herüberkamen. Bekannte aus Petersburg, vornehme Engländer, Polen, Italiener, — kurz der ganze bunte Schwarm von reichen Tagedieben aller Nationen, der sich immer wachsend um eine schöne Frau auf ihren Reisen anschwemmt. Mit diesen rauchte, fuhr und ritt sie, ein Benehmen, das in der großen Welt Petersburgs keinen Anstoß erregte, aber in der kleinen Universitätsstadt ein Wehegeschrei der Damen und eine große Aufregung der Studenten hervorrief, welche nicht verfehlten, sie bei jeder Gelegenheit zu parodiren, bei Ausfahrten und Maskenzügen gleich ihr vier Pferde neben einander zu spannen, diese als Mädchen verkleidet zu lenken, ihre Begleiter nachzuahmen, oder ihre bärtigen Diener betrunken zu machen und dergleichen lustige Streiche mehr.

Ein unbeschreibliches Entsetzen aber rief es hervor, daß sie sich nach des Grafen Tod nicht schwarz kleidete. Man erzählte sich schaudernd, sie habe erklärt, „es sei ihr verächtlich, eine Comödie zu spielen und äußerlich eine Trauer zu heucheln, die sie innerlich nicht empfinde.“ — Wie konnte man so aller

Sitte Hohn sprechen, und die Untiefen seines Herzens so bloslegen. Ja, man kam sogar auf den Einfall, sie sei gar nicht verheirathet gewesen, und nannte sie nur noch die „wilde Gräfin," etwa in dem Sinne, wie man eine wilde Kastanie von einer ächten unterscheidet. That man ihr nun auch darin Unrecht, so verdiente sie doch das Prädicat „wild" in jedem andern Sinne und der Name blieb ihr für immer. Auch Möllner, der für weibliche Verirrungen stets eine großmüthige Entschuldigung wußte, fand, sie hätte mehr Pietät gegen den siebzigjährigen Gemahl haben sollen und nannte ihr Benehmen eine Koketterie, eine herzlose Ostentation. Er verzieh einem Weibe Alles, nur keine Gemüthlosigkeit. Von diesem Augenblick an interessirte sie ihn nicht mehr, wenn dies überhaupt je der Fall gewesen. Er bemerkte nicht, daß seit Monaten kein Herr mehr bei ihr ein- und ausging, denn es war ihm nicht der Mühe werth, sie zu beobachten. Wem es einmal auffiel, der hielt es für einen Zufall. Der Ruhm ihrer Besserung ging unter in den Fluthen ihres schlechten Rufes. Niemand glaubte mehr an sie, am wenigsten der, für den sie alle Opfer brachte. —

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo sie sich zum ersten Mal ohnmächtig einer höheren Macht gegen-

über fühlte, mit der sie nicht kämpfen konnte, und furchtbar war die Wirkung dieses ersten Anpralls an eine unsichtbare Schranke auf das ungestüme Herz der Gräfin. Sie hatte bisher nur die Sitte gekannt und sich siegreich gegen sie aufgelehnt, wo sie ihr lästig war. Die Sitte unterliegt dem Willen des Einzelnen und der Mode. Aber die höhere Gewalt, die über dem Ganzen schwebt und keinem Willen, keinem Wechsel unterworfen ist, unwandelbar streng wie jedes göttliche Gesetz: die Sittlichkeit — diese war es, mit welcher die Gräfin jetzt in Conflict gerieth, deren Vorhandensein sie erst erkannte, als sie an ihr scheiterte. —

Aber ein Weib, wie sie, konnte sich des Kampfes nicht begeben. Er war ihr eine Naturnothwendigkeit. Sie konnte nicht verzichten, wie sollte sie, — sie hatte es ja nie gelernt. Sie mußte sich also für ihre Wünsche wehren. Sie hatte als Mädchen Tage lang Hunger und Kälte ausgehalten und war mit ihrem Vater einem Wild nachgejagt, während zu Hause die warme Suppe dampfte. So war von frühster Kindheit an ihr Wille zu eiserner Festigkeit entwickelt worden und sie sollte jetzt, wo sie wieder die Annehmlichkeiten der Heimath hinter sich gelassen hatte, um einem tausendmal edleren Wild nachzujagen, — jetzt sollte sie von der Ver-

folgung abstehen, weil das Begehrte einer Andern gehörte? Nein, das war dieser Frau unmöglich — und da sie diesmal mit Gewalt nichts ausrichten konnte, verfiel sie in die Rolle der gewöhnlichsten Kokette und griff zur List.

Herberts Bosheit barg eine Saat, welche der geschäftige Verstand der Gräfin schnell zur Reife brachte, denn sie wußte nur zu gut, wie viel Wahres darin lag, wenn er eine Freundschaft mit ihr als für ein junges Mädchen entehrend bezeichnete. Es war ihr ein furchtbarer Gedanke, daß sie keine Waffe mehr hatte, eine Nebenbuhlerin zu verdrängen, als indem sie diese gleichsam mit ihrem Hauch vergiftete wie eine Pestkranke und sie so dem Geliebten zum Ekel machte. Konnte sie dabei auch nichts gewinnen, so konnte sie sich wenigstens rächen. Sie durchblätterte Ernestinens Schriften. Diese waren ihr zu gelehrt, sie verstand nichts weiter davon, als daß sie für die Emancipation der Frauen kämpften — das war ihr genug. Auch sie war eine Emancipirte, das gab einen hinreichenden Anknüpfungspunkt zwischen ihnen Beiden. Vielleicht erwuchs auch aus diesem Verhältniß noch der directe Vortheil, Möllner bei ihr zu treffen. Der Entschluß stand fest in ihr, Herberts boshaften Wink zu benutzen, er

war sein letztes Vermächtniß, denn der zum Tod beleidigte Mann hatte sie nicht mehr aufgesucht, und mit dieser Hinterlassenschaft wollte sie nun wuchern. — Sie studirte noch schnell einige Schriften über Frauenemancipation, die sie sich in der Eile verschafft, um vor der gelehrten „grundsätzlich“ Emancipirten, wie Herbert gesagt, mit Ehren bestehen zu können. Heute war der Tag, wo sie ihr Opfer sehen wollte. Sie hatte dazu einen Mittwoch gewählt, weil ihr Herbert erzählt, daß Möllner an dem vorhergehenden Mittwoch bei Ernestinen war. Vielleicht wiederholte er heute seinen Besuch!

Sie that, nachdem sie aufgestanden war, einen gellenden Pfiff auf einer kleinen silbernen Pfeife. Augenblicklich erschien — kein Hund — sondern eine Kammerfrau mit einem großen Gefäß voll frischen Brunnenwassers, womit sie in einem Badezelt ihre schöne Herrin von Kopf bis Fuß übergießen mußte.

Dann entfernte sie sich stumm und brachte Kaffee und Zeitungen. Die Gräfin, in ein reiches seidenes Morgengewand gehüllt, zündete ihre Cigarre an und warf während des Trinkens flüchtige Blicke in die Journale.

Dann ging sie in ihr Toilettenzimmer und rief

der dort wartenden Kammerjungfer zu: „Reitkleid!“ Nach kurzer Zeit erschien diese mit dem Verlangten. „Ali!“ sagte die Gräfin, was so viel heißen sollte, als: „gehe und sage dem Stallmeister, er soll meinen Ali satteln.“

Der kurze Befehl wurde verstanden und mit Windesschnelle ausgeführt. Wie ein Schatten glitt das stumme Wesen aus dem Zimmer, wie ein Schatten stand es wieder vor der gefürchteten Herrin. Die Dienerin dieser Frau durfte keinen Kopf, keine Seele, kein Herz haben; nur Ohren, um ihre Befehle zu hören, und Hände und Füße, um sie auszuführen. Das bemitleidenswerthe Geschöpf gab sich die erdenklichste Mühe, um diese Bedingungen so viel als möglich zu erfüllen. Sie war nur Ohr, nur Hände und Füße. Sie athmete kaum, denn es war, als sauge die gewaltige Lunge ihrer Gebieterin alle Luft in ihrem Gemache auf einmal ein, so daß für keinen Andern mehr genug zum Athmen übrig blieb.

Sie stellte sich hinter die Gräfin, die rauchend vor dem Spiegel saß, und begann, ihr so behutsam, als möglich das lange Haar zu kämmen. Die schöne Frau betrachtete sich heute mit besonders prüfendem Blick. Eine Einzelheit ihres sonst tadellosen Gesichts, die ganz

leise an den russischen Typus erinnerte, brachte sie in die übelste Laune, sie fand ihre Backenknochen etwas zu stark vortretend.

In dem Augenblick zerrte sie das Mädchen beim Entwirren der Haare. Das war zu viel auf einmal für ihre Geduld.

„Maschinka!“ schrie sie auffahrend und riß der Unglücklichen den Kamm aus der Hand. Ein Blitz, ein Schlag — stumm bückte sich das Mädchen, um die Stücke des zersprungenen Kammes aufzuheben. Auf ihrer blassen Wange brannten alle Zähne desselben, aber kein Wort, kein Schmerzenslaut entschlüpfte ihren Lippen, nur ihre Augen rötheten sich ein wenig.

„Nimm einen andern!“ befahl die Gebieterin, als wäre nichts gewesen und setzte sich wieder.

Maschinka gehorchte und beendete ohne weiteren Unfall Frisur und Anzug. Dann brachte sie Gerte, Hut und Handschuhe und die Gräfin stieg die Teppich belegte Treppe hinunter. Plötzlich blieb sie stehen und rief: „Maschinka!“

„Gnädigste Gräfin!“

„Thut Dir Deine Backe weh?“

„O nein!“ flüsterte das Mädchen.

„Freilich — lüge nicht! Nun, nimm Coldcream

aus der silbernen Büchse auf meiner Toilette und reibe Dich damit ein — und die Büchse, die magst Du dazu behalten, ich schenke sie Dir."

Ohne Maschinka's Dank anzuhören, schritt sie weiter. In dem Hofe wurde der prachtvolle Araber schäumend und schnaubend umhergeführt. Sie winkte dem stämmigen Bartrussen, der das bäumende Roß kaum bändigen konnte. Er führte es vor. Ein anderer Diener in feinerer Livree brachte Zucker auf einem silbernen Teller. Sie fütterte das edle Thier, das sich sogleich beruhigte, küßte es auf die glatte feine Nase, klopfte seinen Hals und bestieg den schwanken Sitz seines schlanken, gebogenen Rückens.

„Wie viel Uhr?" fragte sie, indem der Kammerdiener ihr die Gerte reichte und sie sich noch einmal im Bügel hob, um die Falten des Kleides zurecht zu streichen.

„Fünf Uhr vorüber," antwortete der Gefragte, nachdem er seine Uhr gezogen hatte.

„Um acht Uhr kehre ich wieder zurück. Um zwölf muß der Wagen angespannt sein. Maschinka soll Befuchstoilette rüsten."

„Zu Befehl," erwiederte der Kammerdiener.

„Auf!" rief die Gräfin, und ein dritter Jockey, der dieses Zeichen erwartet hatte, riß die beiden Thor-

flügel auf, daß die goldene Morgensonne in hellen Strahlen hereinlachte. Ali stieg mit seiner schönen Last hoch empor, als wolle er sie in die Wolken tragen, — ein scharfer Hieb mit der Peitsche jedoch fühlte dieses Pegasus-Feuer etwas ab und erschrocken setzte er in toller Flucht fast über den Kammerdiener weg, der nicht rechtzeitig zur Seite gesprungen, und jagte in's Freie hinaus. Auf der Straße aber brachte ihn ein kräftiger Ruck der Gräfin noch einmal zum Stehen.

„Die Hunde!" rief sie hinein.

Alle Bedienten eilten in den Hof und gleich darauf entwickelte sich ein Höllenlärm. Eine kläffende, vor Freude heulende, rasende Meute stürzte, sich überspringend, überschlagend aus einem Stalle hervor auf die Herrin zu und umtanzte sie im tollen Wirbel. Jetzt begann die wilde Jagd. Seinen Schaum weit umherspritzend, griff der Araber vor den Hunden aus. Scheu warf er den Kopf zurück, blähte die Nüstern, spitzte die Ohren und flog mehr, als er gallopirte, um den lästigen Schwarm hinter sich zu lassen; die schönen großen Thiere folgten in langen Sätzen. Die Diener standen unter der Thür und schauten der wüthenden Hetze kopfschüttelnd nach.

„Aha," sagte der Kammerdiener zu sich selbst, „sie-

biegt in die Bergstraße ein. Da müssen die Hunde den Professor Möllner wieder aus dem Schlafe und an das Fenster bellen."

Der ältere Bartrusse aber bemerkte kummervoll: „Sie bricht doch noch einmal den Hals."

Ruhig und traumversunken lag die kleine friedliche Stadt im Morgenlicht da. Die Augen der Häuser, die Fenster, waren noch geschlossen wie die der Bewohner; als aber die wilde Jagd der Gräfin vorübertobte, da that sich eins nach dem andern auf und ein Vorhang nach dem andern hob sich, um ein verschlafenes, neugieriges Gesicht herausschauen zu lassen.

Die Gräfin lachte über die vielfältige Nachtmützen-Vegetation, welche ihr Spazierritt an den Fenstern so plötzlich ersprießen ließ. Der heißblütige Araber schauerte unter ihr in der thaufrischen Morgenluft und sie selbst fühlte ihre Wangen sich röthen von dem kräftigen Hauch. „Elendes Geschlecht, das solche Stunden in den Federn verbringt. Es ist ihm erst wohl, wenn der Rauch der Schlote und der Qualm des Schweißes so vieler tausend Arbeitenden die Luft verdickt hat. Das ist die Atmosphäre für diese zarten Lungen. Den reinen kalten Athem der Frühe fürchten sie!"

Sie kam an Herbert's Wohnung vorbei und ließ

die Hunde mittelst einiger Peitschenhiebe ein lautes Geheul anstimmen. Was wußte sie davon, daß da oben eine kranke Frau lag, die nach einer endlosen, in Schmerzen durchwachten Nacht soeben erst der Wohlthat des Schlummers genoß und nun abermals zu einem qualvollen Dasein erweckt wurde?

Wieder verschob sich ein Vorhängchen und herab schielte Elsa's traumumwobenes Antlitz.

„Das ist die Meerkatze, seine Schwester," dachte die Gräfin und nickte im Uebermuth hinauf. Erschrocken verschwand das Gesicht. Herbert zeigte sich nicht. Und weiter trabte sie die stillen Straßen entlang. Es war ein langweiliges Reiten auf dem holperigen Pflaster vor dem verschlafenen Publikum und den wenigen Dienst- und Bauerleuten, die Brod holten, Milch brachten und der stolzen Reiterin mit offenem Munde nachstarrten. Dann und wann schoß ein Student in Hemdärmeln mit Bürste oder Schwamm an das Fenster, ein Anderer goß aus Versehen seine Waschschüssel auf ihre Hunde hinab, worüber diese ergrimmt einen harmlosen Hausköter anfielen, der seinen Morgenspaziergang machen wollte. Das war die ganze Abwechselung und schneller und immer schneller ging es der Bergstraße zu, wie der Kammerdiener vorausgesagt hatte.

Da endlich dehnte sich diese vor ihr hin und gab den weiten herrlichen Blick auf das Gebirge frei. Das schlechte Pflaster hatte ein Ende, denn hier begannen die städtischen Anlagen und alle Wege waren mit dem feinsten Kies bestreut. Jetzt lüftete sie dem Araber die Zügel und dahin schnellte langgestreckt, ventre à terre, das feurige Thier und die dadurch aufgeregten Hunde erhoben von Neuem ein wildes Freudengebell. Alle Häuser standen hier inmitten reizender Gärten. Jetzt kam eines, auf das die Blicke der Gräfin schon längst mit Spannung geheftet waren. Sieh da, ein offenes Fenster und darunter schon ganz angekleidet Möllner, das Auge ruhig und heiter auf das Gebirge gerichtet.

Erst als die Gräfin ganz nahe war, gewahrte er sie und verneigte sich ehrerbietig, als sie ihm einen grüßenden Blick heraufwarf.

Wohlgefällig schaute er ihr nach, wie die kräftige Gestalt sich bei dem rasenden Ritt so leicht und anmuthig im Sattel hob und senkte, so sicher und kühn, als wäre sie eins mit ihrem edeln Thiere. Da wandte die Gräfin den Kopf. Sie sah, daß er ihr nachblickte und ließ im Jubel darüber ihren Ali sich senkrecht aufbäumen und ein paar gewagte Sätze machen. Dann

sprengte sie weiter und schnell hatte Johannes sie aus dem Gesichte verloren. Sie hatte den Fuß des Gebirges erreicht und ließ jetzt das schnaubende Pferd langsam eine kleine Anhöhe erklimmen. Dann hielt sie an, um sich und das Thier ruhen zu lassen.

Da lag sie vor ihr offen die goldene sonnige Welt. Es war ein entzückender Morgen. Leichter feiner Rauch begann allmählig aus den Schornsteinen aufzuwirbeln. Das Himmelsgewölbe war heute so hoch gespannt, daß aller Dunst und Qualm kerzengerade emporsteigen konnte, ohne zur Erde herab gedrückt zu werden.

An den Kronen der Nadelgehölze, welche die Gipfel der Berge umkränzten, hingen noch kleine weiße Wölkchen wie Daunen im Haare des Langschläfers. Es war als mühten sich die mächtigen Häupter, sie abzuschütteln, denn sie flogen auf, senkten sich wieder, zogen von einer Stelle zur andern, verkrochen sich zuweilen in das Dickicht, bis sie endlich ganz vor den immer mächtiger werdenden Sonnenstrahlen verschwanden und die dunkeln zackigen Conturen des Gebirges sich scharf von dem reinen Horizonte abzeichneten. Wer, der ein Herz im Busen trägt, all diese Schönheit schaut und ihre Wonnen genießt, hebt nicht unwillkürlich den

Blick empor, um dem unsichtbaren Geber zu danken, und prüft sein eigenes Innere, ob er auch würdig sei solcher Gnadenfülle?

Aber wie viele unwürdige Augen sehen sie an, ohne sie zu verstehen und sich ihrer zu freuen.

Sollte man nicht meinen, an solch einem Morgen müsse die verdorbenste Seele sich reinigen, wie der Vogel beim ersten Sonnenstrahl sein Gefieder putzt, bevor er die Schwingen lüftet, um in den strahlenden Aether aufzufliegen?

Und doch brannte das trübe Feuer der Nacht immer noch fort in der Brust der Gräfin und kein kühler Hauch, kein perlender Thau vermochte seine Gluth zu löschen. Dies entweihte Herz vollzog nur noch die beinahe physische Thätigkeit der Begierde und des Hasses. In eine höhere Sphäre vermochte es nicht mehr sich zu erheben. Theilnahmlos betrachtete die schöne Frau die Gegend. Es reizte sie mehr, den Gehorsam des ungeduldig scharrenden, stampfenden Pferdes zu prüfen, als den Anblick der Landschaft zu genießen. In den goldenen Sälen Petersburgs war ihr das Verständniß der Natur abhanden gekommen und in dem Cultus der Sinnlichkeit, den sie trieb, die geistige Wechselwirkung zwischen ihr und Gott! Sie

war so gewöhnt worden, sich selbst für eine Göttin zu halten, daß ihr die Demuth verloren ging, die Demuth des Geschöpfes vor seinem Schöpfer. Und wenn sie diesen auch nicht leugnete, so war er ihr doch gleichgültig, und wenn sie ihn sogar bisweilen in der Kirche aufsuchte, so that sie dies doch nur, wie man seines Gleichen einmal der Form halber einen Besuch macht.

So stand sie da oben auf dem Hügel, mit Behagen die dufterfüllte frische Luft in ihre erhitzte Lunge einsaugend, aber mit nicht mehr Interesse an dem lieblichen Bilde, als ihre Hunde zeigten, welche die Schönheit der Gegend auch nach dem Geruche beurtheilten und immerwährend mit erhobenen Nasen in die Runde schnupperten, so lange sie bei ihrer Herrin lagerten. Dann und wann ließ sich einer durch die höchst anziehende Witterung eines Wildes hinreißen, aufzuspringen und der verlockenden Spur nachzujagen, aber ein Pfiff aus der silbernen Pfeife seiner Herrin erweckte ihm sogleich das Bewußtsein seiner Pflicht; tiefbeschämt kehrte er zurück, folgte der Richtung mit sehnsüchtigen Blicken und begnügte sich damit, dem durch das Dickicht raschelnden Hasen nachzuriechen. Hatte wohl seine stolze Gebieterin in ihrem ganzen Leben eine so schwere Entsagung geübt? Hätte sie

über diese Frage nachgedacht, sie wäre schamroth geworden vor dem unvernünftigen Thiere.

* * *

Es war zehn Uhr, als Ernestine auf ihren Rosenerker hinaustrat und dem Treiben der festlich gekleideten Bauern zusah, die jenseits der Gartenmauer, die Pfeifen im Munde, umher spazierten; denn es war heute Maria Himmelfahrt — eine herrliche Gelegenheit, recht viel auf das Wohl der heiligen Mutter zu trinken. Die Leute waren in der frohesten Laune, denn die genossenen „Frühschoppen" hatten bereits ihre Wirkung gethan. Weiß doch der Bauer den lieben Gott nicht besser zu ehren, als indem er tüchtig von seinen guten Gaben genießt; er denkt ihm dadurch eine Freude zu bereiten, ähnlich der, welche ein guter Wirth empfindet, wenn es sich die Gäste an seinem Tische recht schmecken lassen. —

Ernestine sann lächelnd über diesen profanen, und doch auf so kindlich gute Seiten der menschlichen Natur gegründeten Glauben nach.

Leuthold war noch nicht von seiner Reise zurückgekehrt und diese Tage der Einsamkeit waren ihr, ohne daß sie sich selbst darüber Rechenschaft gab, die liebsten seit langer Zeit. Sie that, wenn sie allein, nichts

Anderes, als wenn er bei ihr war, — aber sie dachte an Anderes. So sehr hatte dieser Mann ihr ganzes Sein und Wesen umsponnen, daß sie in seiner Gegenwart nichts denken konnte, als was er billigte und wissen durfte. Seit er fort war, ließ sie es sich, wenn das Wort hierher paßt, wohl sein. Sie ließ ihren Geist schweifen, wie und wohin es ihn zog. Sie schämte sich nicht einmal, von der Arbeit aufzuspringen, die Vögel zu füttern und eine Stunde am Fenster oder im Garten zu verträumen. Auch machte sie auf eigene Hand wissenschaftliche Versuche, mit deren Resultat, wenn sie glückten, sie ihren Oheim bei der Rückkehr überraschen wollte. Aber das war nicht der einzige Vortheil seiner Abwesenheit:

Sie konnte in das Schulhaus zu den guten alten Lehrersleuten gehen, sie konnte — einen Besuch empfangen! Ein Besuch, von dem der Oheim nichts wußte — war das recht? O ja, es war recht, es war zu heilig, als daß sein kalter Hohn es ihr entweihen durfte. Warum war er so kalt, so trocken und streng, daß sie ihm jedes Gefühl verbergen mußte? Hätte sie es ihm entdeckt, es wäre ihr gewesen, wie wenn sie ihre Rosen freiwillig dem Erfrieren in Schnee und Eis preisgäbe. Sie wußte noch

recht gut, wie sehr sie einstmals bereute, den Namen Gottes vor ihm ausgesprochen zu haben. Er hatte ihr damals ihren Gott genommen — er würde ihr jetzt ihren Freund nehmen, den ersten, einzigen, den sie gefunden! Es war ein reines ernstes Geheimniß, das sie da vor ihm im Herzen trug, so rein und ernst, wie das, was sie mit dem gestirnten Himmel gemeinsam hatte, wenn sie allein in der Nacht auf die Sternwarte stieg.

Indessen war die Thür geöffnet worden, ohne daß sie es gewahrte, und die Aeolsharfe erklang in dem Zugwind, der dadurch entstand. Die Vögel, die sich wie immer bettelnd um sie geschaart, flogen zwitschernd auf, als plötzlich eine fremde Gestalt erschien und eine weiche, tiefe Stimme fragte: „Nun, wie geht's?"

Ernestine schreckte zusammen wie vom Blitz getroffen. Sie wandte sich um und blickte den Fremden an, tief erröthend, aber mit unverkennbarer Freude.

„Warum erschrecken Sie vor mir?" fragte er.

„Ich weiß es nicht. Sie traten so plötzlich ein, ich sah Sie doch nicht auf der Landstraße kommen?"

„Ich schlug einen Seitenpfad ein, der mich im Schatten hierher führte. Ich machte den Weg zu Fuße."

„O, Sie werden müde sein?!" sagte Ernestine, und trat mit ihm in das Zimmer. „Setzen Sie sich!"

„Mein liebes Fräulein, zuerst geben Sie mir eine Hand — so! Und nun sagen Sie mir, ob Sie keinen Groll mehr gegen mich auf dem Herzen haben?“

„Nein, mein Herr — Doctor! Darf ich Sie Doctor nennen? Man muß doch für Alles einen Namen haben, — warum soll nur ich Ihnen keinen geben?“ sie lächelte.

Zum ersten Male sah er sie lächeln und er konnte das Entzücken darüber kaum verbergen.

„Nun denn, wenn es Ihnen so schwer wird, mich nicht bei Namen zu nennen, so taufen Sie mich selbst. Es giebt ja eine Menge von Ehrentiteln, welche Freundschaft und Wohlwollen erfunden haben. Bin ich noch keines derselben vor Ihren strengen Augen würdig?“

„Doch, doch — es giebt keinen Ehrentitel, der Ihnen nicht gebührte, Sie sind so gut — so — o ja, ich weiß jetzt, wie ich Sie nenne!“

„Nun? Ich bin begierig!“

„Mein guter Herr! Darf ich so sagen?“

„O mein gutes — gutes Fräulein, das thut unaussprechlich wohl!“.

Ernestine lächelte wieder. Eine leichte Röthe überflog ihr Gesicht.

Johannes betrachtete sie. „Wissen Sie denn, daß ich Sie heute viel heiterer finde als neulich?“

„Das ist Ihr Verdienst, mein guter Herr!“

„Wirklich? Trotz meiner bittern Arzeneien?“

„Ja, sie schmeckten schlecht, aber die gute Wirkung kam nach.“

„Also fühlten Sie die Wahrheit in dem, was ich sprach?“

Sie wurde wieder ernst. „Nein, das nicht. Allein ich erkannte ein edles, großes Herz darin und die Bewunderung für dasselbe überwand die Kränkung; die Freude, seine Theilnahme gewonnen zu haben, besiegte den Schmerz, von ihm verkannt zu sein.“

„Das ist mehr, als ich nach einer so kurzen Bekanntschaft von Ihnen fordern kann. Wären Sie minder groß, als Sie sind, so würden Sie mich hassen, denn ich habe Ihre Eitelkeit auf das Tiefste verletzt — und, um ganz offen zu sein, — ich gedenke dies auch ferner zu thun!“

„Eine schlimme Aussicht, doch — ich will standhaft sein. Sprechen Sie mir auch die Stärke des Mannes ab, so sollen Sie mich wenigstens nicht den Schwächen der Frauen unterworfen finden, zu deren verächtlichsten ich die Eitelkeit zähle.“

Johannes lächelte. „Und dennoch sind Sie nicht frei von diesem Fehler. Sie werden meine Beleidigungen Ihres Stolzes nur deshalb ertragen, weil Sie die Eitelkeit haben, dadurch zu zeigen, daß Sie nicht eitel sind!“

Ernestine senkte die Wimpern. „Sie sind ein scharfer Diagnostiker,“ sagte sie nicht ohne Bitterkeit.

„Ich bin nur ein ehrlicher Mann. Sehen Sie, mein liebes Fräulein, ich weiß, seit Sie mich heute so freundlich begrüßten, daß es mir ein Leichtes wäre, Ihr Vertrauen und Wohlwollen zu gewinnen, wenn ich ein klein wenig Schonung für Ihre Schwächen hätte. Ich gestehe Ihnen aber offen, daß ein so billig erkauftes Wohlwollen mir nicht genügt. Tändeleien, Scherze können auf einer Täuschung beruhen, denn sie währen nicht länger, als diese selbst. Das Gefühl aber, das ich für Sie hege und das ich in Ihnen für mich erwecken möchte, kann, darf nur auf der Wahrheit beruhen, darf nur aus dem innersten eigentlichen Kern unseres Wesens hervorgehen, und stimmt dieser nicht überein — so ist ein innigeres Verhältniß unter uns unmöglich und ein oberflächliches wäre zwischen Menschen, wie wir sind, eine Sünde. Wenn ich daher mit eiserner Hand den verborgensten Grund Ihrer Seele aufwühle, wenn ich Ihrer Eitelkeit Beleidigungen

zufüge, die selbst die Eitelkeit, sich groß und selbstverleugnend zu zeigen, nicht mehr ertragen hilft — so erfülle ich damit nur eine heilige Pflicht der Wahrheit gegen uns Beide, deren Versäumniß sich in der Zukunft schwer an uns rächen würde."

Ernestine sah ihn fragend an. Sie verstand ihn nicht.

„Sie sind befremdet und wissen meine Worte nicht zu deuten," fuhr er fort. „Sie können nicht ahnen, wie weit meine Phantasie bereits der Wirklichkeit vorausgeeilt ist. Aber Sie werden wohl schon jetzt fühlen, daß ich kein Mann bin, der zum Zeitvertreib den Schöngeist spielt, eine Genugthuung darin findet, die eigene Kraft mit Vortheil an der einer Frau zu messen, und dem es Genuß gewährt, sich selbst reden zu hören. Bevor ich mich einem Weibe nähere, muß ich mir klar sein über das, was es mir, über das, was ich ihm sein kann. — Sie, mein Fräulein, können mir nicht viel und nicht wenig, Sie können mir Alles werden — oder nichts. Unser beider Wesen strebt zu sehr nach Vertiefung, als daß wir an einander vorübergehen könnten, freundlich, wohlmeinend — aber ohne Wärme, wie ephemere Erscheinungen der Gesellschaft. Wir sind bereits mit Verleugnung jeder Umgangsform zu einer Intimität gelangt, wo nur der

Charakter dem Charakter gegenüber steht, — wo ein höherer Zweck des Verkehrs vorhanden sein muß, als der der Unterhaltung. Sonst wäre ich nichts weiter als ein Grobian, und Ihnen müßte man es zum Vorwurf machen, daß Sie mich um sich duldeten! Meine Schonungslosigkeit gegen Sie bedarf der Rechtfertigung einer ernsten persönlichen Theilnahme; weil ich dies fühle, bekenne ich Ihnen dieselbe. Mehr will ich für jetzt nicht sagen; denn alles Weitere ruht in der Entwickelung unseres Verhältnisses, in der zu- oder abnehmenden Uebereinstimmung unserer Lebensansichten."

Ernestine schwieg. Sie ahnte etwas von der Bedeutung, welche sie für diesen starken ehrenhaften Charakter und welche er für sie gewinnen konnte. Aber es war nicht das süße Gefühl, das die erste Annäherung eines liebenden Herzens in jeder, auch der kältesten Frau erweckt, es ergriff sie vielmehr eine tiefe Beklommenheit. Sein entschiedenes Auftreten hatte ihr die unerschütterliche Ueberzeugung gegeben, daß er sich nimmermehr nach ihr, — daß sie sich nach ihm umgestalten müsse und daß die Umgestaltung des Einen oder Andern von ihnen unabweislich nothwendig sei, wenn sie ihn nicht verlieren sollte, den sie schon jetzt so werth hielt. Sie war nicht gewöhnt, Opfer zu

bringen, denn ihr schlauer Oheim hatte sie nach seinen Planen erzogen und ihre Neigungen so entwickelt, daß sie seinen Wünschen entsprachen, und sie stets in dem Glauben war, ihr Wille geschähe, wenn der seine geschah. Sie fühlte sich hier an einem Wendepunkt ihres Lebens, einem Willen gegenüber stehen, dem sie schwere Opfer bringen mußte und den sie als etwas Feindliches empfand, ja sogar fürchtete, weil er auf Ueberlegenheit begründet war.

Johannes wartete auf eine Antwort, sie erfolgte nicht. Er sah, was in Ernestinen vorging und daß seine Worte sie erkältet hatten, so warm sie gemeint waren. Er fand auch das natürlich und zürnte ihr nicht darum. Er nahm ihre Hand und schaute ihr freundlich in die Augen. „Nicht wahr, nun bin ich schon nicht mehr Ihr guter Herr?“

Ernestine fühlte das innige Wohlwollen, das seinem Tone entströmte, fühlte den leisen Druck seiner weichen warmen Hand und unwillkürlich reichte sie ihm auch die andere nicht ergriffene dar und sagte fast bittend: „Nein, Sie werden nicht hart sein, Sie werden mir nicht weh thun!“

Er stand schweigend, las in ihrem ernsten, vertrauenden Blick, hielt ihre beiden zarten, schmalen

Hände in den seinen und empfand ein unaussprechliches Glück.

„Mein Wort darauf, ich werde Ihnen nicht mehr Schmerz bereiten, als mir selbst," sagte er milde. „Aber das Glück, das wir uns gewähren können, müssen wir theuer erkaufen. Wir gehören nicht zu den harmlosen Seelen, die auf Treue und Glauben hinnehmen, was der Augenblick ihnen in den Schooß wirft. Menschen, wie wir, stellen dem Himmel Bedingungen, nehmen seine Gaben erst an, wenn sie dieselben geprüft! Denn uns taugt nicht jedes Glück, was Andere so nennen würden, uns erfreut nicht, was Tausende erfreuen würde. Das ist der Fluch ungewöhnlicher Naturen, daß sie mit ihren Fähigkeiten einen Maaßstab entwickelt haben, dem das Gewöhnliche nicht mehr genügt — und wie viele Auserlesene giebt es, welchen die Vorsehung ein ungewöhnliches Glück zu Theil werden läßt?"

Ernestine lächelte bitter bei Johannes' letzten Worten. „Die Vorsehung!" murmelte sie. „Unsere Vorsehung sind wir. Wir machen uns unser Schicksal, unser Glück und unser Elend, wir tragen die Bedingungen dazu in uns selbst!"

„Eben weil wir diesen verhängnißvollen Vorzug

vor so Vielen besitzen, eben weil wir innerlich freier, bewußter sind als tausend Andere, deshalb lastet auch die Verantwortung für uns und die, welche wir in unsere Lebenskreise ziehen, schwer auf uns. Es giebt Naturen, die ewig unglücklich sind, weil sie Anforderungen an das Leben stellen, welche dieses nicht erfüllt, und das geringschätzen, was es ihnen bietet, was sie in Aller Augen beneidenswerth erscheinen läßt. „„Die sind selbst Schuld an ihrem Unglück, Niemand thut ihnen etwas zu Leide, es fehlt ihnen an nichts, warum sind sie so ungenügsam““ — heißt es dann. Das eben ist falsch. Sie sind nicht ungenügsam, sie würden vielleicht mit einem weit bescheideneren Loos zufrieden sein; was können sie dafür, daß die Vorbedingungen ihrer innersten Natur der Art sind, daß sie eben etwas Anderes bedürfen, als ihnen vom Schicksal gewährt wird? Was nützt dem Dürstenden in der Wüste, der nach einem Tropfen Wasser lechzt, ein Sack voll Perlen? Er gäbe ihn gerne hin, wenn er sich dafür das Ersehnte erkaufen könnte. Wer wird ihm sagen: Du hast einen kostbaren Schatz, warum bist Du nicht zufrieden? Wer wird ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er ein Mensch von Fleisch und Blut ist, der trinken muß, wenn er leben will?

Höchstens kann man ihm sagen: wenn Du weißt, daß Du Wasser nicht entbehren kannst, warum gehst Du in die Wüste? Das ist der Punkt, wo uns eine Verantwortung trifft. Wenn wir uns der Bedingungen unseres Seins bewußt sind, so können und sollen wir ermessen, ob das, was wir ergreifen, denselben entspricht, vorausgesetzt, daß uns die Vorsehung das Recht der freien Selbstbestimmung in die Hände legte. That sie das und wir wählen falsch, so ist es unsere Schuld, wenn wir elend werden! Ein ungewöhnliches Glück nenne ich es daher, wenn uns die Vorsehung gestattet, das unserm Wesen völlig Entsprechende zu ergreifen. Gestattet sie uns das nicht, so ist auch der innerlich freiste Mensch nicht verantwortlich für sein Schicksal, er leidet und duldet unter dem Banne einer höheren Macht!"

Ernestine lauschte ihm mit unverhehlter Bewunderung. Er sah es und fuhr fort:

„Wir, mein Fräulein, stehen uns einander frei gegenüber, deshalb sind wir uns einander verantwortlich, deshalb müssen wir die Augen offen halten. Die gütige Gottheit, das fühlen Sie gewiß mit mir, hat uns einander zugeführt, aber die Entscheidung über das, was wir uns sein wollen, in unsere Hände gelegt: zeigen wir uns dieses Vertrauens würdig, prüfen

wir uns! Es ist ein großer Augenblick, in dem zwei Menschen sich gegenseitig als ihr verkörpertes Schicksal erkennen. Ich sehe es Ihnen an, Sie empfinden ihn gleich mir. — Doch nicht in Herzensergüssen, nicht in Ueberschwänglichkeiten, nur in ernster Fassung, in ruhiger Klarheit will er gefeiert sein!“

Er ergriff ihre Hand und sah sie lange und fest an. Sie stand still und ergeben vor ihm. Ein schöner Frieden strömte von seiner hohen Stirn auf sie nieder. Und wieder trat jenes inhaltsreiche Schweigen ein, wie es Menschen lieben, die mehr auf dem Herzen haben, als sie sagen wollen oder dürfen. Da öffnete die Willmers leise die Thür.

„Es ist eine Dame draußen, die Sie zu sprechen wünscht, Fräulein.“

„Mich?“ fragte Ernestine, unangenehm überrascht. „Wer ist es denn?“

„Sie will sich nicht nennen und nicht abweisen lassen. Sie meinte, wenn das Fräulein jetzt keine Zeit habe, so käme es ihr nicht darauf an, zu warten.“

„Sagten Sie ihr, daß ich Besuch habe?“

„Nein, man kann ja nicht wissen, ob es der Herr Oheim,“ — sie warf einen verlegenen Blick auf Johannes — „nicht durch die Dame erführe!“

Ernestine sah betroffen vor sich nieder. „Das ist wahr, — wenn der Zufall wollte, — o, was ist da zu thun? Welche Verlegenheit!“

„Ich dachte, wenn sich der Herr von mir durch das Laboratorium und die Hintertreppe hinabführen ließe?“ schlug die Willmers ängstlich bittend vor.

„Soll ich das?“ frug Johannes nicht ohne einen Anflug von Unwillen.

Ernestine sah mit Besorgniß die Willmers an. „Thun Sie es,“ bat sie, — „nur aus Schonung für die arme Frau, die des Oheims ganzer Zorn träfe, würde es ihm verrathen, daß sie unser Zusammensein unterstützte.“

„Ich muß mich Ihren Wünschen fügen, aber nur für heute noch,“ sagte er ruhig und reichte ihr die Hand: „Wann darf ich wieder kommen?“

„Nächsten Sonnabend, nicht wahr?“

Johannes wußte wohl, weshalb sie gerade diesen Tag bezeichnete, aber er schwieg und folgte der voraneilenden Willmers. Unter der Thür sah er sich noch einmal nach Ernestine um; sie las eine Verstimmung in seinen Zügen und eilte ihm nach.

„Bitte, zürnen Sie mir nicht, mein guter Herr!“

Johannes ward durch diese Innigkeit des sonst

so starren Wesens tief gerührt. Er zog ihre Hand an seine Lippen und flüsterte weich: „Nie, niemals werde ich Ihnen zürnen. Gott behüte Sie!“

Die Thür schloß sich hinter ihm und Ernestine, noch tief bewegt von Allem, was sie erlebt, halb wachend, halb träumend ging nach dem Vorzimmer, um die dort harrende Fremde einzulassen.

Die Worronska stand vor ihr in ihrer ganzen Pracht.

Ernestine hatte in ihrem Leben noch keine so außerordentliche Erscheinung gesehen. Sie war förmlich geblendet.

Das braune junonische Auge der gewaltigen Frau ruhte mit einem Ausdruck gehässiger Neugierde auf ihr, die schwarzen Brauen waren finster zusammengezogen; es lag etwas so Hartes, Uebermüthiges in ihrem ganzen Wesen, daß Ernestine im Innersten davon verletzt war, bevor sie ein Wort gesprochen.

Die Art, mit welcher diese Frau sie vom Scheitel bis zur Zehe maß, rief eine Erinnerung an die Pein in ihr wach, welche ihr einst die Blicke jener vornehmen Damen bei der Staatsräthin bereiteten. Eine Secunde lang wollte sie jenes Gefühl der Schüchternheit und Verlegenheit von damals wieder beschleichen, sie fühlte sich selbst wieder verschwinden und verblassen gegen-

über dieser hochfahrenden glänzenden Persönlichkeit, aber sie war jetzt das Kind nicht mehr, das kein Bewußtsein besaß, als das seiner Mängel, und in der nächsten Secunde schon erhob der Stolz auf ihren inneren Werth sein kampfgerüstetes Haupt. Sie wußte, daß sie eine Feindin vor sich habe, aber sie fühlte sich geistig jedem Gegner gewachsen. — Wer war diese Frau, daß sie sich berechtigt glaubte, so auf sie herabsehen zu dürfen? Worauf pochte sie so — auf Schönheit, Rang, Reichthum? Wußte sie so viel wie Ernestine, hatte sie eine preisgekrönte Schrift geschrieben, und was das Höchste war — sich einen Freund gewonnen, wie den, welchen Ernestine jetzt besaß? Nein — nein, sicher nicht, — Ernestine war ihr ebenbürtig, mochte sie sein, wer sie wollte. —

„Treten Sie ein!“ sagte Ernestine mit eisiger Ruhe und einer Würde, von welcher die Gräfin im höchsten Grade betroffen wurde. Ernestine ließ sie voranschreiten und bot ihr mit einer leichten Handbewegung den Platz auf dem runden Sopha, das in einer Nische stand. Sie selbst setzte sich ihr gegenüber. Ihre feinen Lippen waren fest geschlossen, keine jener conventionellen Grimassen, die man unwillkürlich beim Empfang eines Besuches schneidet, verzog die reinen

Linien ihres ernsten Gesichts. Sie erwartete unbeweglich die Anrede der Fremden; sie war zu wenig geübt in den Formen des Verkehrs, um sich zu entschuldigen, daß sie jene so lange im Vorzimmer hatte harren lassen. Die Gräfin sah endlich ein, daß sie zuerst sprechen müsse. Sie fühlte auch, daß dieser Persönlichkeit gegenüber ihr ganzes Auftreten ein verfehltes war, das machte sie unsicher, ja zum erstenmal in ihrem Leben befangen. Jetzt hatte sich das Blatt gewendet und bereits war der stumme Kampf zu Gunsten Ernestinens entschieden. Es war der Sieg ihres edlen Selbstbewußtseins über die frivole Aufgeblasenheit einer eifersüchtigen Kokette.

Die Worronska war aus der Rolle gefallen, bevor sie dieselbe zu spielen begonnen. Sie hatte Möllners Stimme und seine heimliche Entfernung gehört. Das Verhältniß mußte also schon weiter gediehen sein, als sie es geglaubt. Der Zorn hatte sie übermannt und sie eine feindliche Miene zeigen lassen, wo sie gekommen war, um zu gewinnen und, wenn möglich, zu verführen. — Dieser Fehler mußte gut gemacht werden um jeden Preis. Sie reichte Ernestinen die Hand und sagte in ihrem melodischen Russisch-Deutsch: „Ich bin die Gräfin Worronska."

Ernestine neigte leicht den Kopf, der Ausdruck ihres Gesichtes wurde noch kälter und abweisender als zuvor. „Und was können Sie bei mir suchen, Frau Gräfin?“

„Was? Ei, das ist schnell gesagt: Unterhaltung, Belehrung, Anregung — kurz Alles, was eine so auserwählte Gesinnungsgenossin, wie Sie, gewähren kann!“

Ernestine schob sich kaum merklich von ihr zurück. „Eine Gesinnungsgenossin?“ frug sie befremdet.

„Nun gewiß! Wir kämpfen Beide für die Emancipation. Nur jede in einer andern Art. Unser Zweck ist indessen der gleiche. Wir streben Beide der großen Vorkämpferin für Frauen-Rechte, jener geistvollen Louise A.... nach, mit welcher ich eng befreundet bin. Wie schön wäre es, wenn Sie in unserem Bunde die Dritte sein wollten, wir könnten dann vereint wirken. Ich durch die That, Louise durch die Tagesliteratur und Sie durch Ihre Bücher.“

Ernestine hatte die Gräfin mit derselben unbeweglichen Miene angehört wie zuvor. Als sie geendet, schwieg sie einen Augenblick, sie suchte eine geziemende Form für das, was sie ihr sagen wollte. Die Gräfin hing mit Spannung an ihren Zügen. Endlich war Ernestinens Ideenfolge zum Schluß gekommen und

diesen sprach sie aus: „Frau Gräfin, — ich muß Ihr Anerbieten ablehnen. Denn ich bin entschlossen, meinen Weg allein zu gehen.“

Die Worronska biß sich auf die Lippen. „Wirklich? Sie fürchten, Ihre Lorbeeren theilen zu müssen?“

„Das nicht,“ erwiderte Ernestine ruhig. „Ich fürchte die Lorbeeren einer Louise A.... theilen zu müssen.“

„O — hielten Sie das für eine Schande?“

„Ja!“ —

Eine Pause entstand. Die Gräfin maß Ernestinen mit einem vernichtenden Blick, dem diese nichts als Kälte entgegensetzte. Wieder kochte der wilde Zorn in der schönen Frau auf, doch sie bezwang sich, denn sie wollte durchaus ihren Zweck erreichen und fühlte, wie sehr sie vor diesem Mädchen auf der Hut sein müßte.

„Sie sind aufrichtig, das muß man sagen,“ begann sie. „Doch auch das gefällt mir, — es ist originell!“

„Es ist schlimm, wenn Wahrhaftigkeit in Ihren Kreisen etwas so seltenes ist, daß Sie ihr das Prädicat originell ertheilen!“

„Sie sind hart, mein Fräulein. Sie müßten

unsere Kreise kennen, dann würden Sie nachsichtiger mit unseren Schwächen sein. Was ist es im Grunde so Schlimmes? Die Verfeinerung unseres Geschmacks bringt das mit sich. Wir polstern die Stühle, auf denen wir ruhen, wir glätten das rohe Holz unserer Möbel durch die Politur, wir bekleiden die nackten Wände unserer Gemächer mit Tapeten — wir verzehren unsere Nahrung nicht roh wie die Kosaken, die sich ihren Braten mürbe reiten, sondern künstlich gekocht, wie es unserem Gaumen frommt, — warum sollen wir uns nun geistig mit Klötzen und Dornen umgeben, an denen wir uns stoßen und ritzen, warum unsere geistige Speise derb und unschmackhaft verabreichen und genießen? Diese Barbareien haben wir, Gott sei Dank, mit unseren veredelten Formen abgestreift."

„Sie haben von dem Standpunkte der Gesellschaft aus vollkommen Recht — Frau Gräfin! Nur wundert es mich, daß Sie mit solcher Wärme die Formen vertheidigen, während Sie die Form so geringschätzen."

Eine dunkle Röthe stieg in dem Gesicht der Woronska auf. Aber mit ihrem Groll wuchs ihr Vorsatz, sich dieser Feindin zu bemächtigen, wenn sie auch

ihr Uebergewicht mit wachsender Verwunderung erkannte. „Ja, Sie sprechen es aus, ich liebe die Formen, weil sie uns angenehm, hülfreich und dienstbar sind. Ich hasse die Form, weil sie uns beherrschen will und Sie haben unter der Form die Sitte gemeint — ich verstand Sie wohl. Ja denn! Ja — ich liebe die Sitten, weil sie das Leben ästhetisch schöner, den Verkehr gefälliger machen, aber ich verabscheue das, was man Sitte nennt. Als ich meinen ersten Gatten in der Verzweiflung über seine Tyrannei und im Abscheu vor seiner Gemeinheit heimlich verließ und mit Lebensgefahr über die nur halbgefrorene Newa zu meinem Vater flüchtete, um mit ihm in Armuth und Einsamkeit zu leben, da handelte ich edel, aber man verdammte mich, die entlaufene Gattin war ein Gegenstand der Verachtung, sie hatte ja der Sitte in's Gesicht geschlagen. Als ich jedoch nach erfolgter Scheidung den alten Grafen Worronsky heirathete, nur weil ich mich nach Glanz und Reichthum sehnte, da handelte ich gemein — aber dies war kein Verstoß gegen die Sitte — man bückte sich wieder vor mir und ich genoß des höchsten Ansehens, als ich am Tiefsten vor mir selbst gesunken war! — Was ist nun die Sitte? Ein Götzenbild, dem wir geopfert werden, ein

hohler Popanz, mit welchem uns der Egoismus der Männer in unsere vier Wände schreckt! Tyrannei, Haß und Rache, Eifersucht und Neid, Bosheit und Verleumdung, jede Schändlichkeit, jede Kleinlichkeit verkriecht sich in die Falten seines Mantels und stürzt sich wie giftiges Gewürm auf seine Opfer! Welche freigeborene Seele wird ihm nicht fluchen, wenn sie nur den Schatten seiner Ruthe über sich hingleiten sah? Ich habe damit begonnen, ihm zu fluchen — aber damit aufgehört, ihn zu verachten. Fehde habe ich ihm geschworen und glauben Sie mir — es ist eine lustige Fehde, ein wahrer Fastnachtsscherz, wo es nur gilt, eine grimmige Maske herabzureißen! Louise A.... bekämpft ihn noch mit viel zu edeln Waffen. Er ist es gar nicht werth, daß man mit solch feierlichem Pathos gegen ihn zu Felde zieht. In hundert Jahren schon wird man lachen, daß er einem Weibe, wie Louise, so bange machen konnte."

Sie schwieg und beobachtete den Eindruck ihrer Worte in Ernestinens Gesicht. Aber noch immer änderte sich kein Zug.

„Ich vermag auf Ihre Sprechweise nicht einzugehen, Frau Gräfin. Ich bin an konkretes Denken gewöhnt, nicht in Gleichnissen geübt und kann meine

Rede nicht mit so reichen Bildern schmücken. Ich kann Ihnen nur einfach und schlicht antworten, daß ich in dem, was Sie als unsern Feind bezeichnen, unsern Schutz erkenne und daß es ein ganz anderer Feind ist, den ich bekämpfe. Deshalb, Frau Gräfin, werden wir uns nie vereinigen und es ist unnützer Zeitverlust, uns einander nähern zu wollen!"

Die Gräfin bebte, ihre Lippen entfärbten sich, so fest preßte sie sie zusammen! Aber sie wollte noch einen letzten Anlauf wagen. Sie blickte Ernestinen mit tiefem Mitleid an und zog ihre widerstrebende Hand zu sich hin. „Armes Kind, also dieser kühne Geist schmachtet auch noch in den Banden des Vorurtheils? Wie schade! Wie unbegreiflich! Und darf man wissen, welchen Feind Sie als den schlimmsten betrachten?"

„Die Geringschätzung unseres Geschlechtes von Seiten der Männer!"

„O — und Sie glauben dieser durch Ihre Werke zu begegnen?"

„Ich hoffe es!"

„Täuschen Sie sich nicht! Wir haben hiezu wirksamere Mittel als die Feder."

„Es giebt kein wirksameres, als die Entwicklung

unserer Fähigkeiten, — denn durch diese zeigen wir ihnen, daß wir ihre Mißachtung nicht verdienen, daß wir zu leisten vermögen, was sie leisten."

„Das werden sie aber nicht anerkennen! Alles Geistige ist relativ — es giebt nichts Absolutes, als die physische Kraft. Wenn wir einen Mann körperlich zu Boden werfen, muß er glauben, daß wir so stark sind als er. Unsere geistige Ebenbürtigkeit aber wird er nie gelten lassen — weil seine Ungerechtigkeit oder Gerechtigkeit hierin nicht zu controlliren ist. So lange Sie auf der Welt keine dritte Autorität finden, die in dem Wettstreit zwischen beiden Geschlechtern entscheidet, — was nur geschehen könnte, wenn Gott selbst vom Himmel herunter stiege, — so lange werden wir der Parteilichkeit der Männer zum Opfer fallen."

Ernestine blickte sinnend vor sich hin. „Hierin können Sie leider Recht haben, aber dann muß uns das Bewußtsein trösten, daß wir durch den Wettstreit selbst das Gute fördern halfen. Das Gute zu fördern ist der allgemeine Zweck und das Individuum muß sich bescheiden, keinen Lohn zu fordern, als den Frieden dieses Bewußtseins."

„O, welch ein kalter Trost! Mich dünkt, die Blumen auf Ihrem Wege müßten absterben unter dem

eisigen Hauch einer solchen Moral! Ich beklage Sie. Kommen Sie, vertrauen Sie sich mir, ich habe trotz Ihrer Schroffheit Sympathie für Sie. Ich werde Sie ein ganz neues Leben kennen, werde Sie das Geheimniß der Rache an den Männern lehren. Sie tragen den Stempel der weiblichen Gottesgeißel auf Ihrer hohen Stirne! Lernen Sie sich nur erst verstehen, dann werden Sie einsehen, wie verkehrt Sie Alles angefangen haben. Nicht in den dicken Bänden, die Sie schreiben, in Ihrer Person liegt Ihre Macht, denn unsere Reize sind die Waffen, mit denen wir siegen. So lange die Männer Sinne haben und wir Schönheit, so lange werden wir Sie beherrschen. Und Sie, Sie geniale Thörin, sperren sich in Ihre vier Wände ein, arbeiten und quälen sich — während Sie nur hinaus zu treten brauchen vor das Angesicht derer, die über Ihre geschriebenen Buchstaben die Achseln zucken — und sie liegen Alle zu Ihren Füßen! Ist das nicht ein leichterer Sieg?"

Ernestine war verstummt, die Gräfin sah zu ihrer Freude, daß eine starke Bewegung in ihr kochte und fuhr ermuthigt fort:

„Sie sind schön — wie schön, wissen Sie vielleicht selbst nicht, sonst enthielten Sie der Welt nicht

einen Anblick vor, der sie entzückte — sich nicht die Freude, dies Entzücken zu beobachten. O, glauben Sie mir, es giebt keine größere Wonne, als die Siege unserer Persönlichkeit. Sich selbst als einen Gegenstand des Verlangens zu fühlen, beglücken zu können mit einem Blick, das ist Schöpferlust — das ist ein göttliches Vorrecht, um das Tausende Sie beneiden würden! Was ist dagegen die kalte Genugthuung, die Ihre Studien Ihnen gewähren können? Was haben Sie, wenn man zwei Meilen von hier sagt, Sie seien eine große Gelehrte? Ist das Wort eine Blume, deren Duft Sie erquickt, ist es eine Flamme, die Sie wärmt, ein Lichtstrahl, der Ihnen leuchtet? Beglückt es Jemanden außer Ihnen? Es ist unsichtbar, ungreifbar, es ist eine Idee, ein Phantom, ein Nichts! Es kann nur dann Werth für Sie haben, wenn Sie dadurch in den Augen Anderer an Werth gewinnen, denn allein sind wir nichts, wir werden erst, was wir sind, durch die Beziehung zu Andern. Gehen Sie nach Sibirien zu den Zobelfängern oder zu den Lappländern hinauf und sehen Sie zu, ob Sie dann noch eine Genugthuung darin finden, sich für die größte Gelehrte Deutschlands halten zu dürfen. Was Sie erstreben, hat doch nur den Zweck, in den Augen der

Männer etwas zu gelten, sich für die Verachtung, die Sie als Frau erlitten, zu rächen! Sie suchen das Mittel dazu in Ihrem Dintenfaß, suchen Sie es in Ihren dunkelglühenden Augen, in Ihren langen, seidenen Haaren — da werden Sie es finden. Sie können, wie jene Schöne im Märchen, Perlen und Diamanten aus diesen Haaren kämmen, lassen Sie mich die Fee sein, die Ihnen den Zauber-Kamm dazu in die Hand drückt."

„Gräfin, fahren Sie nicht so fort," rief Ernestine tief erröthend. „Diese Sprache darf ich nicht hören!"

„Fürchten Sie meine Worte, so beweist das, welchen Eindruck sie Ihnen machen — und ich habe schon halb gesiegt," frohlockte die Versucherin.

„O, wenn Sie das glauben," rief Ernestine stolz, „dann bitte ich Sie, sprechen Sie weiter, ich werde Ihnen, nachdem Sie geendet, sagen, was ich lieber verschwiegen hätte!"

„Sie werden, wenn Sie mich zu Ende gehört, milder denken," sagte die Gräfin. „Sie halten meine Ansichten für unmoralisch. Was aber ist unmoralisch? Was den Gesetzen der Natur am Nächsten entspricht? Welche Moral hat das Thier? Keine und deshalb ist es straflos. Es gehorcht dem Gesetze, welches Sie als

Naturforscherin für das erste, höchste halten müssen. Die Asceten sagen, die Moral sei nothwendig, um die Ordnung zu erhalten, ohne welche das Chaos wieder hereinbräche. Ich frage Sie aber, ist in dem Reich der Thiere das Chaos? Sind nicht die Racen eingetheilt in strengster Ordnung? Hat nicht und bewahrt nicht jede ihre Eigenthümlichkeiten? Bleiben sie nicht untereinander streng geschieden? Sucht der Löwe die Hyäne, würde die Tigerkatze den Schakal nicht zerreißen, der sich ihr nahen wollte? Ist das nicht eine unerschütterliche Gesetzlichkeit? Und so würde es auch bei den Menschen sein. Das Edle würde sich doch stets dem Edlen verbinden, wie das Gemeine dem Gemeinen. Ueber dem Ganzen waltete nur die Liebe und alle Unsittlichkeit des Zwanges, der Convention, der Lüge und Heuchelei fiele weg. Wäre das nicht eine schönere Welt? Und glauben Sie mir: auch eine bessere! In dem Bewußtsein, daß kein gesetzlicher Zwang die Gatten mehr an einander bindet, müßte sich Jeder das Herz des Andern durch verdoppelte Güte und Aufopferung zu erhalten suchen, — die Menschen würden gefälliger, selbstverleugnender gegen einander, und der Geist wäre befreit mit der befreiten Sinnlichkeit; sind wir doch, so lange unsere

Wahl gebunden ist, geistig geknechtet! Und haben denn nicht auch die Männer das Vorrecht der freien Wahl für sich in Anspruch genommen? Binden sie sich an Gesetze? Wo ist der, welcher nicht öffentlich oder heimlich an ihnen sündigte? Uns nur, uns steht keine Entscheidung zu, — wir nur sollen eine Sache sein, die besessen wird, ohne zu besitzen. Wir sollen erhaben sein über das Bedürfniß des Wechsels, das jedem Menschen angeboren ist, über die Anforderungen des Geschmacks, der Leidenschaft, über Alles, nur nicht über den Mann! Er fordert von uns Siege über die Natur, die ihm zu schwer würden, aber gänzliche Unterwerfung unter seinen Willen, und das, meine Theuerste, das soll eine gerechte Weltordnung sein? Nein, das können selbst die nicht behaupten, welche nie die Grausamkeit solcher Anforderungen an sich selbst empfanden! Hat nicht die fortschreitende Cultur die russische Leibeigenschaft aufgehoben? Und die traurigste von allen, die allgemeine Leibeigenschaft des Weibes, sollte fortbestehen? Nein, wenn Sie nicht für sich selbst jene Rechte freier Wahl, persönlicher Selbstbestimmung erstreiten wollen, für welche Frauen, wie eine Louise A .... kämpfen — so thun Sie es für

die Tausende armer Schwachen, welche sich an jener verkehrten Moral verbluten!“

Ernestine heftete einen vernichtenden Blick auf sie. Nach einer kleinen Pause sagte sie:

„Und wenn ich das thäte, so kämpfte ich für den Verfall der Menschheit! Ich will nicht über die Berechtigung einer Moral mit Ihnen streiten, die Sie nicht verstehen — ich will Ihnen die Nothwendigkeit derselben beweisen, über die Sie noch wenig nachgedacht zu haben scheinen. Diese läßt sich in einem einzigen Worte aussprechen: Moral ist Maaß — wo sie fehlt, da erschöpfen sich alle Kräfte in Maaßlosigkeit, denn das Maaß ist das Erhaltende in der Natur wie im Leben. Sie blicken mich verwundert an — Sie verstehen mich nicht. — Ich kann Sie nicht in einer Stunde die dunkeln dornenvollen Pfade führen, auf welchen ich mich zur Erkenntniß emporgerungen habe, und weiß daher, daß ich tauben Ohren predige. Aber Sie forderten mich heraus, — haben Sie es denn!“ Ernestinens Wangen begannen in edlem Zorn zu erglühen. „Es wirbt ein Jeder Genossen für seine Sache, drum sei es Ihnen verziehen, daß Sie den Frieden einer reinen Seele zerstören, daß Sie Gift in ein schuldloses Herz träufeln wollen.

Möge es Ihnen überall so mißlingen, wie bei mir! Ich will es glauben, daß es der Fanatismus Ihres Irrthums ist, der Sie fortriß, nicht die teuflische Freude, mich, die Ihnen nichts zu Leide gethan, in Ihren Abgrund mit hinunter zu ziehen! Aber, Frau Gräfin, welch' furchtbarer Irrthum ist es, an den Sie Ihre Kraft, Ihre herrliche Begabung vergeuden? Ich kenne ihn. Glauben Sie nicht, daß Sie mir etwas Neues sagten, es ist die alte abgedroschene Philosophie der Lüsternheit. Es ist das Entlarven der eigenen Begierden, alles dessen, was der Mensch, wenn nicht um der Sitte, so doch um der ewigen Schönheit willen verbergen sollte, weil es häßlich ist, wenn Sie es nicht unsittlich nennen wollen! Diese Grundsätze sind es, welche dem Worte „Frauenemancipation" einen ewigen Schandfleck aufgedrückt haben. — Genug —! Ersparen Sie mir das nähere Eingehen auf ein so ekelerregendes Thema. Ich kenne es genugsam, um darüber zu urtheilen, denn ich hatte als Mitkämpferin für unsere Rechte den Wunsch und die Pflicht, Alles zu prüfen, was von Seiten meines Geschlechtes zu seiner Erhöhung gethan worden ist. Aber mit tiefem Schmerz habe ich gesehen, wie sehr alle Wege, die

jene Frauen einschlugen, von dem meinen abwichen, wie wenig sie ihre eigene Würde verstehen. Was sie Erhebung nennen, ist Entartung, was sie frei machen soll, macht sie frech, — ihre Offenheit wird zur Schamlosigkeit, — was sie als Entledigung unwürdiger Bande bezeichnen, erscheint mir als Zügellosigkeit! Was thun, was leisten sie, um sich der Rechte, die sie fordern, würdig zu zeigen? Sind Spielereien wie Cigarrenrauchen und Pistolenschießen die Attribute unserer Größe? Und die Rechte selbst, die sie fordern, wie steht es damit? Was will diese Louise A . . . .? Was wollen diese Frauen, die wie Theater-Heldinnen auf der Bühne des Lebens einherstolziren und die Welt erfüllen mit dem Zetergeschrei ihrer unverstandenen Herzen? Pfui über sie! Sie würdigen sich zu Sclavinnen herab, indem sie sich emancipiren wollen, zu Sclavinnen ihrer Begierden, also der Männer, denn ihr ganzer Bombast von Befreiungsphrasen gilt ja nur dem ungeschmälerten Rechte des Verkehrs mit dem anderen Geschlecht!"

Die Gräfin sprang auf.

„Hören Sie mich zu Ende," sagte Ernestine, immer mehr von schönem Feuer entflammt. „Meine Worte schaden Ihnen keinenfalls so viel, wie mir die Ihren hätten schaden können. Ich muß es tief be-

klagen, daß meine Bestrebungen eine Verwechselung mit den Ihren zuließen, deshalb will ich keinen Augenblick säumen, mich vor Ihrem *besseren* Sein von dem Verdachte eines Einverständnisses mit Ihnen zu reinigen. Hören Sie denn, daß ich nichts will, als die geistige Ehre des Geschlechtes retten, die Grenzen unseres *Könnens* — nicht die unseres *Wollens* erweitern. Emancipation des *Geistes* ist mein Zweck, oder um es einfacher zu sagen: Sie erstreben die Emancipation des Fleisches, ich die Emancipation *vom* Fleische! Sie sehen, unsere Ziele liegen wie Nord- und Südpol von einander getrennt und ich bekenne offen, ich fürchte den Schein, den ein Verkehr mit Ihnen auf meine reine Sache werfen würde!“

Die Gräfin nahm ihren herabgeglittenen Spitzenshawl um und hüllte sich darein wie in ein schwarzes Gewölk, dann trat sie vor Ernestinen hin, die mit ihr aufgestanden war, und erhob drohend die Hand gegen sie: „Das werden Sie noch bereuen!“

Ernestine hielt ihren Blick ruhig aus: „Das glaube ich kaum, Frau Gräfin, ich stehe, Dank meiner Richtung, außerhalb der Sphäre, in welcher Sie mir zu schaden vermöchten.“

„Ich könnte Sie tödten!“ feuchte die Gräfin, nach

Athem ringend, und das Blut stieg ihr zu Kopf, daß ihr dunkel vor den Augen wurde.

„O nein, das könnten und würden Sie nicht,“ sagte Ernestine mit schneidendem Hohn. „Sie würden der Welt nicht das Schauspiel bereiten, eine so kühne Vertreterin unserer Freiheit in einer Strafanstalt enden zu sehen.“

„Sie haben Recht, es wäre eine Albernheit, ein Verbrechen zu begehen, wo leichtere Mittel genügen. Ich werde Ihnen einen Todesstoß geben, an dem Sie langsam verbluten und den keines unserer vortrefflichen Gesetze bestraft: Ich werde Ihnen den Mann entreißen, den Sie lieben! Ich will es — und mein Wort darauf, was ich will — das kann ich auch!“

Ernestine verstummte. Dies Wort hatte sie getroffen wie ein betäubender Schlag. Sie sah nicht, wie die Gräfin schweren Schrittes aus dem Zimmer rauschte, sie sah nur bei dem Scheine der Brandfackel, die das furchtbare Weib in ihre Brust geworfen, ihr eigenes Herz!

Liebte sie denn? Und wen liebte sie?

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des zweiten Bandes.

1. Capitel: „Nur ein Weib“ 1
2. „ Der Schwan 46
3. „ In der Dorfschule 93
4. „ Der Vormund 130
5. „ Verschämte Geistesarme 148
6. „ Emancipation des Fleisches 174
7. „ Emancipation des Geistes 199

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller

aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin,**

welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig zu haben sind:

Villa Riunione.
Erzähl. eines alten Tanzmeisters
von
Fanny Lewald.
Inhalt:
Prinzessin Aurora. - Eine traurige Geschichte.
Ein Schiff aus Cuba. - Domenico.
2 Bände.
Eleg. geh. 4 Thlr.

Sommer und Winter
am Genfer See.
Bilder
von
Fanny Lewald.
Eleg. geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Der Geheimnissvolle.
Erzählung
von
Anna Loehn.
Eleg. geh. 20 Sgr.

Die Sirene.
Roman
von
Alfred Meißner.
Eleg. geh. 20 Sgr.

Fürst und Musiker.
Zeitroman
von
Max Ring.
3 Bände.
Eleg. geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Eine
Brandenburgische Hofjungfer.
Roman
von
Ludovica Hesekiel.
3 Bände.
Eleg geh. 2 Thlr.

Umschlag-Druck von Otto Janke in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hillern, Wilhelmine <<von>>,

Ein Arzt der Seele Roman

Bd.: 2

Berlin [1869]
P.o.germ. 673 h-9,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310894-4